

BERICHT ÜBER DIE SITUATION DER FRAU IN ÖSTERREICH

Frauenbericht 1975

Heft 1

Das Rollenbild der Frau

Bundeskanzleramt

Wien 1975

Das Rollenbild der Frau

Projektleitung:

Helga Nowotny

Autoren:

Marianne Bargil

Trautl Brandstaller

Christine Grodicky

Diemut Graf

Franz-Michael Stock

Maximiliane Szinovácz

Inhaltsverzeichnis

		Seite
1	Entstehung der divergierenden Rollenbilder – Historischer Abriss	5
2	Rollenbilder in Österreich – Empirische Daten	10
2.1	Das traditionelle Rollenbild	10
2.1.1	Das „Wesen der Frau“ – das „Wesen des Mannes“	10
2.1.2	Das Autostereotyp der Frau	16
2.2	Ehe- und Partnerbeziehungen	16
2.2.1	Gleichberechtigung in der Ehe	19
2.2.2	Mithilfe im Haushalt	22
2.2.3	Kindererziehung – Monopol der Frau	23
2.3	Rollenbild und Bildungsaspirationen	24
2.4	Die berufstätige Frau	29
2.4.1	Einstellungen zur Berufstätigkeit der Frau	31
2.4.2	Geschlechtsspezifische Aufstiegserwartungen	32
2.4.3	Die Frau in der Arbeitswelt	33
2.4.4	Berufstätigkeit von Müttern	39
2.4.5	Berufstätigkeit und Partnerschaft	40
3	Die Vermittlung der Rollenbilder (Sozialisation)	40
3.1	Frühkindliche Sozialisation	41
3.2	Sozialisationsinstanz Schule	41
3.3	Das Rollenbild der Frau in den Massenmedien	43
	Literaturverzeichnis	48

1 ENTSTEHUNG DER DIVERGIERENDEN ROLLENBILDER – HISTORISCHER ABRISS

Die Situation der Frau in einem bestimmten gesellschaftlichen System wird nicht nur durch gesetzliche Vorschriften und ökonomische Prozesse bestimmt, sondern durch die Vorstellungen, die die Frauen selber von ihrer Stellung in der Gesellschaft entwickeln, sowie durch die Erwartungen, die von der Gesellschaft an die Frauen herangetragen werden und damit ebenfalls ihr Verhalten normieren. Die Soziologie hat für dieses Wechselspiel von eigenen Vorstellungen und fremden Erwartungen den Begriff der „Rolle“ als „Gesamteinheit sozialer Interaktion“ geprägt. Die Bedeutung dieser geschlechtsspezifischen Rollen, die die Gesellschaft Mann und Frau zuschreibt, liegt darin, daß sie das Verhalten des einzelnen gegenüber anderen in deutlichen Mustern festlegen.

Die Rollenvorstellungen in einem bestimmten gesellschaftlichen System sind zumeist nicht einheitlich. Verhaltensmuster aus verschiedenen historischen Phasen und Gesellschaftsformationen überlagern sich. Dies gilt insbesondere für die Rolle der Frau, die auf der einen Seite als Mutter-, Ehefrau- und Hausfrauenrolle, auf der anderen Seite als Berufs- und Partnerrolle definiert wird. Für die Situation der Frau bedeutet dies Tätigkeit in der Produktionssphäre, formal gleichberechtigt mit dem Mann, aber gleichzeitig allein verantwortlich für die Reproduktionssphäre in der Familie (wobei Reproduktion hier im weitesten Sinn verstanden ist: biologische Reproduktion, also Geburt und Aufzucht der Kinder, sowie Wiederherstellung der Arbeitskraft der Gesamtfamilie durch Führung des Haushalts).

Die doppelte Belastung der Frau, oft unkritisch zur sogenannten „Doppelrolle der Frau“ hochstilisiert, besteht nicht erst seit heute. Allerdings war diese doppelte Belastung weniger gravierend, solange der Ort der Produktion und der der Reproduktion identisch waren. In der agrarischen Gesellschaft gab es demgemäß keine Diskussion über die Rolle der Frau. Die Diskussion über die Rolle, die die Frau in der Gesellschaft spielen soll, beginnt erst in der Ära der Aufklärung. Gleichzeitig mit der allgemeinen Forderung nach Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit wird erstmals auch die Forderung nach der Gleichberechtigung der Frauen erhoben. Als Resultat dieser Diskussionen kam es im Verlauf der Französischen Revolution auch zu den ersten Ansätzen einer „Frauenbewegung“, d. h. zu einem Kampf organisierter Frauen um die gleiche Unabhängigkeit und Freiheit, für die die Männer kämpften. Der Zutritt zu den politischen Klubs und den politischen Gremien der Revolution blieb den Frauen allerdings ebenso untersagt wie zu Zeiten des Ancien Régime.

Als 1789 die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte proklamiert wurde (bezeichnenderweise ist in den meisten indogermanischen Sprachen „Mensch“ und „Mann“ ein Synonym), proklamierte eine französische Revolutionärin, *Olympe de Gouges*, eine „Erklärung der Rechte der Frau und Bürgerin“, in der die Gleichberechtigung der Geschlechter und die Abschaffung der männlichen Privilegien gefordert wurde. Drei Jahre später verfaßte die Engländerin

Mary Wollstonecraft, die als erste Frauenrechtlerin gilt, ebenfalls eine Streitschrift für die volle rechtliche Gleichstellung der Frauen (*Vindication of the Rights of Women*). Die Erfolge dieser ersten „Frauenbewegung“ blieben gering. In Frankreich wurde zwar 1790 die erbrechtliche Gleichstellung männlicher und weiblicher Nachkommen, 1792 erstmals die Möglichkeit der Ehescheidung eingeführt, in politischer Hinsicht stagnierte die Frauenbewegung für nahezu ein halbes Jahrhundert.

Die Gegner der rechtlichen und sozialen Gleichstellung der Frau beriefen sich vom Anfang der „Frauenbewegung“ an auf die „Natur“, das „Wesen“ der Frau, das sie aufgrund ihrer biologischen Funktion für Haus und Herd, für „Kirche, Küche, Kinder“ prädestiniere. Hand in Hand mit der Reduktion der weiblichen Funktionen auf die des Empfangens, Gebärens und Aufziehens von Kindern ging die These von der Minderwertigkeit der Frau gegenüber dem Mann. Im europäischen Kulturkreis hat diese These von der Minderwertigkeit besonders stark das Christentum vertreten. „Das Christentum, insbesondere soweit es sich an der Auffassung des Apostels Paulus orientierte, hat bekanntlich nicht wenig zur Unterdrückung der Frau beigetragen. Paulus machte die Unterordnung der Frau unter den Mann zum christlichen Prinzip, indem er postulierte: ‚Aber wie nun die Gemeinde ist Christo untertan, also auch die Weiber ihren Männern in allen Dingen.‘“ (*Margarete Mitscherlich, Emanzipation und Sexualität der Frau, in „Müssen wir hassen?“, München 1972.*) Die religiöse Überhöhung einer patriarchalischen Gesellschaftsstruktur, die die Bibel vornimmt, wurde im Mittelalter durch christliche Philosophen untermauert. (*Thomas von Aquin: „Die Frau ist ein unvollkommenes Wesen, sie ist wie ein verfehlter Mann. Es steht fest, daß das Weib dazu bestimmt ist, in der Botmäßigkeit des Mannes zu leben und daß sie keine Macht über sich selbst hat.“*)

Die verschiedene Wertigkeit und Rolle der Geschlechter, die Überlegenheit des Mannes und die Minderwertigkeit der Frau wurde auch vom deutschen Idealismus übernommen. Der Mann galt als aktives, die Frau als passives Element: „Der Mann ist also durch diesen Unterschied das Tätige; das Weib aber ist das Empfangende, weil sie in ihrer unterentwickelten Einheit bleibt.“ (*Hegel, Naturphilosophie.*) Auf der gleichen Linie argumentierten die Vertreter der Romantik, die ebenfalls den unaufhebbaren Wesensunterschied der Geschlechter betonten, diese Wesensausprägungen jedoch als notwendige, einander ergänzende Pole betrachteten. Männliches und weibliches Prinzip seien zwar im Keim in allen Menschen vorhanden, beim Mann dominiere eher das männliche Prinzip, bei der Frau das weibliche Prinzip, wobei unter dem männlichen Prinzip das „kraftvoll Geistige“, unter dem weiblichen Prinzip „das Gefühlsmäßige, die Unschuld und die naive Reinheit, jedenfalls das Nicht-Rationale, Nicht-Willensmäßige“ verstanden wurde (*Blochmann 1966*). Während diese romantische Polaritätstheorie vor allem in den katholischen Kreisen der Romantik ihre Hochblüte erlebte und in modifizierter Form alle Veränderungen der sozio-ökonomischen Strukturen bis heute überdauert hat, wurde die Idee der Gleichberechtigung bis zur bürgerlichen

Revolution des Jahres 1848 nur von den Vertretern des utopischen Sozialismus (mit Ausnahme *Proudhons*) befürwortet. In Fortsetzung der aufklärerischen Tradition Frankreichs forderte *Saint-Simon* nicht nur die Aufhebung der geschlechtlichen Arbeitsteilung, sondern auch die sexuelle Freiheit der Frau. In einer deutschen Übersetzung des französischen Frühsozialisten taucht auch erstmals der Ausdruck „Emanzipation der Frau“ auf. Ursprünglich war der Terminus „Emanzipation“ nicht auf die Frauenfrage beschränkt gewesen; politische Emanzipation bedeutet bis ins späte 19. Jahrhundert ganz allgemein Befreiung von überflüssigem Zwang, irrationaler Herrschaft und Unterdrückung.

Auch die Revolution des Jahres 1848 bringt für die Frauenbewegung keinen wesentlichen Fortschritt. Zwar entsteht im Revolutionsjahr die erste „Frauenzeitung“; *Louise Otto-Peters* gründet sie unter dem Motto „Dem Reich der Freiheit werb' ich Bürgerinnen“ und schreibt: „Wenn die Zeiten gewaltsam laut werden, so kann es nicht fehlen, daß auch die Frauen ihre Stimme vernehmen und ihr gehorchen.“ (Zitiert nach *Ernst Bloch, Freiheit und Ordnung, Abriß der Sozialutopien.*) Ebenso wie die Revolution ist auch die „Frauenzeitung“ nur von kurzer Dauer.

Das Postulat nach formaler Gleichberechtigung blieb so lange ohne gesellschaftliche Resonanz, solange die sozio-ökonomische Struktur der Gesellschaft als patriarchalisch organisierte Agrargesellschaft intakt war. Erst die sprunghafte Industrialisierung verändert die Situation der Frauen nachhaltig und radikal. Der beginnende Kapitalismus entwickelt einen so großen Bedarf an Arbeitskräften, daß die männlichen Arbeiter nicht ausreichen, sondern auch die Mitarbeit der Frauen notwendig wird. „Das ist die große Revolution, die im 19. Jahrhundert das Los der Frau verwandelt und für sie eine neue Ära eröffnet.“ (*Simone de Beauvoir, Das andere Geschlecht.*) Die „Revolution“ bestand nicht in der Berufstätigkeit – der Großteil der Frauen war als „mithelfende Familienangehörige“ in Landwirtschaft und Gewerbe berufstätig gewesen, allerdings in völliger Unterordnung unter den Mann. Die „Revolution“ bestand in der Trennung von Wohn- und Arbeitsplatz, in der Herauslösung der Frau aus dem patriarchalischen Familienverband.

Zunächst allerdings werden die Frauen noch mehr ausgebeutet als die Männer. Waren die Frauen schon als Heimarbeiterinnen zu Beginn des 19. Jahrhunderts viel schlechter bezahlt als die Männer, so verschlechtert sich ihre Situation noch weiter in den Fabriken. Manche Frühsozialisten verlangten daher, den Frauen den Zutritt zu den Fabriken zu untersagen.

Erst *Marx* und *Engels* sahen die Lösung dieser Frage nicht in einem Verbot der Frauenarbeit, sondern in der Umgestaltung der Produktionsverhältnisse. Die neue Arbeitssituation ist für sie nicht nur eine Gefährdung der Frau, sondern auch eine Chance für ihre Befreiung: „Die Befreiung der Frau wird erst möglich, sobald diese auf großem gesellschaftlichem Maßstab an der Produktion sich beteiligen kann und die häusliche Arbeit sie nur noch in unbedeutendem Maß in Anspruch nimmt. Und dies ist erst möglich geworden durch die moderne große Industrie, die nicht nur Frauenarbeit auf großer Stufenleiter zuläßt, sondern förmlich nach ihr verlangt, und die auch die

private Hausarbeit mehr und mehr in eine öffentliche Industrie aufzulösen strebt.“ (*Friedrich Engels, Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates, 1884.*)

Wiewohl damit in der Theorie dargestellt war, daß einerseits die Einbeziehung der Frauen in den Produktionsprozeß eine Voraussetzung ihrer realen Befreiung von der Abhängigkeit vom Mann ist, daß andererseits die Frauenfrage nur ein Aspekt der allgemeinen „sozialen Frage“ war (– und ist), war die Haltung der Arbeiterschaft zur Frauenfrage zunächst ambivalent. Sosehr man erkannte, daß die Frauen in den Fabriken einer noch stärkeren Ausbeutung ausgesetzt waren als die Männer, sosehr fürchteten die männlichen Arbeiter die Frauen auch als lohndrückende Konkurrenz.

Dies führte zu einem latenten „proletarischen Antifeminismus“ (vgl. *Werner Thönnessen, Frauenemanzipation, Politik und Literatur der deutschen Sozialdemokratie zur Frauenbewegung 1863 bis 1933, Frankfurt/Main 1965*), der erst mit wachsendem Klassenbewußtsein abgebaut wurde und in Zeiten wirtschaftlicher Krise immer wieder aufflackerte.

In der ideologischen Kontroverse, die die Frauenfrage in den Anfängen der Arbeiterbewegung auslöste, traten *Lassalle* und seine Anhänger für ein Verbot der Frauenarbeit, *Marx* und seine Anhänger jedoch für die Einbeziehung der Frauen in den Produktionsprozeß ein. Die endgültige Klärung des Streits brachte erst *August Bebel's* Werk „Die Frau und der Sozialismus“, dessen erste Auflage im Jahr 1879 erschien und das binnen kurzem zum wichtigsten Buch für die sozialistische Theorie der Frauenemanzipation, aber auch für die Praxis der sozialistischen Frauenbewegung wurde. In der Einleitung schreibt *Bebel*: „Bei dieser (der Frauenfrage, Anm. d. Verf.) handelt es sich um die Stellung, welche die Frau in unserem sozialen Organismus einnehmen soll, wie sie ihre Kräfte und ihre Fähigkeiten nach allen Seiten entwickeln kann, damit sie ein volles, gleichberechtigtes und möglichst nützlich wirkendes Glied der menschlichen Gesellschaft werde. Von unserem Standpunkt fällt diese Frage zusammen mit der Frage, welche Gestalt und Organisation die menschliche Gesellschaft sich geben muß, damit an Stelle von Unterdrückung, Ausbeutung, Not und Elend die physische und soziale Gesundheit der Individuen und der Gesellschaft tritt. Die Frauenfrage ist also für uns nur eine Seite der allgemeinen sozialen Frage, die gegenwärtig alle denkenden Köpfe erfüllt und alle Geister in Bewegung setzt; sie kann daher ihre endgültige Lösung nur finden durch die Aufhebung der gesellschaftlichen Gegensätze und Beseitigung der aus diesen hervorgehenden Übel.“

Während somit für die Arbeiterbewegung die Frauenfrage primär durch die ökonomische Verelendung der Arbeiterinnen in der ersten Phase der Industrialisierung aktualisiert wurde, entstand die bürgerliche Frauenbewegung aus anderen Wurzeln. Der Zerfall der Familie als Produktionseinheit stellte vor allem die unverheirateten Frauen vor eine neue ökonomische Situation. Hatten sie früher als Verwandte im Verband der Großfamilie gelebt, so waren sie nun gezwungen, sich durch einen Beruf selbst zu erhalten. Die wachsende Zahl dieser alleinstehenden Frauen auf der

einen Seite (im ausgehenden 19. Jahrhundert war fast die Hälfte aller erwachsenen Frauen in Deutschland ledig, verwitwet oder geschieden, vgl. *Lange und Bäumer, Handbuch der Frauenbewegung 4. Teil, Berlin 1902*; in Österreich dürften die Verhältnisse ähnlich gewesen sein) sowie der wachsende Bedarf der Industrie nach qualifizierteren Arbeitskräften machte den Zugang zur Bildung zur zentralen Frage der bürgerlichen Frauenbewegung. Bezeichnenderweise konzentrierte sich die Berufstätigkeit auf Berufe, die dem traditionellen Frauenbild entsprechen: Die ersten Berufe, die die bürgerliche Frauenbewegung für die Frauen erkämpfte, waren Lehrerinnen, Erzieherinnen und Krankenpflegerinnen – Berufe, die auch heute noch als „typische Frauenberufe“ gelten. Dazu kamen die Frauen aus dem besitzenden Bürgertum, die durch Dienstboten von der Haushaltstätigkeit, durch Erzieherinnen von der Kindererziehung entlastet waren und denen auf lange Sicht die herkömmlichen Freizeitbeschäftigungen nicht genügten.

Die unverheirateten Frauen des Mittelstandes und die verheirateten Frauen der Oberschicht waren die eigentlichen Trägerinnen der bürgerlichen Frauenbewegung, die an die ursprünglichen Forderungen des Liberalismus nach Freiheit und Gleichheit anknüpften. Der wichtigste Sprecher der bürgerlichen Frauenbewegung war der englische Philosoph und Politiker *John Stuart Mill*, der in seiner Streitschrift über die „Subjection of Women“ 1869 die gesetzliche Knechtschaft der Frau, die sie sowohl im öffentlichen wie im privaten Leben dem Manne unterordnete, verurteilte. Der Liberale *John Stuart Mill* vertrat den Standpunkt, „daß die in der Gesellschaft konstituierten Beziehungen der beiden Geschlechter, durch die im Namen des Gesetzes das eine dem anderen untergeordnet wird, in sich selbst schlecht und eines der Haupthindernisse sind, die dem Fortschritt der Menschheit entgegenstehen; ich bin überzeugt, daß sie völliger Gleichheit Platz machen müssen.“ (Zitiert nach *Simone de Beauvoir, a. a. O.*) Im Jahr 1867 forderte er vor dem englischen Parlament erstmals die Einführung des Stimmrechts für Frauen.

Diese Forderung war der Ausgangspunkt für die Bewegung der „Suffragetten“, die im ausgehenden 19. Jahrhundert in den meisten europäischen Ländern die gleichen bürgerlichen Rechte wie die Männer verlangten. Im Mittelpunkt ihrer Forderungen stand das Wahlrecht sowie der Zugang zu den Bildungsinstitutionen, vor allem zu den Hochschulen. Beide Ziele wurden in den meisten Ländern zu Beginn des 20. Jahrhunderts erreicht. Damit fanden die Emanzipationsbestrebungen der bürgerlichen Frauenbewegung fast überall ihren Abschluß.

Als die formale Gleichberechtigung der Frauen erreicht war, zeigte sich sehr bald, daß die ökonomischen, sozialen und sexuellen Diskriminierungen damit nicht beseitigt waren. Die Frauen bleiben im Arbeitsprozeß die Arbeitskräfte zweiter Klasse, sie verlieren nicht nur ihre Arbeitsplätze schneller, sie erhalten auch geringere Löhne, in der Familie herrscht nach wie vor die patriarchalische Unterordnung der Frau unter den Mann, wie sie in Österreich seit 1811 – ungeachtet des sozio-ökonomischen Wandels durch das Allgemeine Bürgerliche Gesetzbuch (ABGB)

gesetzlich sanktioniert ist, in der Sexualmoral gilt für Mann und Frau nach wie vor zweierlei Maß.

Die Erreichung der formalen Gleichheit bei gleichzeitigem Weiterbestand der faktischen Ungleichheit gab allen jenen Vertretern eines traditionellen Frauenbildes Auftrieb, die von jeher alle Bestrebungen in Richtung Emanzipation als sinn- und wirkungslos abgelehnt hatten. Die Ideologie vom „Wesen der Geschlechter“, von der „natürlichen Bestimmung des Weibes“, von der „Minderwertigkeit des Weibes“, die sich während des ganzen 19. Jahrhunderts am Leben gehalten hatte und nicht nur von Philosophen, wie Schopenhauer und Nietzsche, sondern auch von Naturwissenschaftlern und Ärzten repräsentiert wurde (vgl. etwa die Schrift des Leipziger Irrenarztes *Möbius* „Der physiologische Schwachsinn des Weibes“ oder *Otto Weiningers* Pamphlet „Geschlecht und Charakter“), wurde wieder salonfähig.

Die Psychoanalyse entwickelte zu Beginn des Jahrhunderts eine Auffassung der Frau und der weiblichen Sexualität, die – zumindest in ihrer Vulgärform – wesentlich zum Rückschlag der Emanzipationsbestrebungen beigetragen hat. Auch wenn die Analyse der Entwicklungsprozesse der Sexualität und die dadurch vollzogene Aufhebung der Denkverbote auf sexuellem Gebiet erst die Bahn freimachte für eine Neubewertung der Rolle, die die Sexualität für die Entwicklung der männlichen und weiblichen Persönlichkeit spielt, so bleibt doch die Tatsache, daß *Sigmund Freud* in vielen Punkten die Vorurteile seiner Zeit über die Frau teilte und zum Teil auch wissenschaftlich legitimierte. Die psychische Verarbeitung des anatomischen Geschlechtsunterschiedes (*Freud* kreierte dafür den vielzitierten Terminus „Penisneid“) führe nämlich nach *Freud* zu den „typischen Eigenschaften der weiblichen Psyche“, nämlich Passivität, Masochismus und Narzißmus; sie habe zur Folge, daß die Frau weniger als der Mann in der Lage sei, ein verinnerlichtes und gefestigtes Über-Ich zu entwickeln, kulturelle Leistungen zu vollbringen, sachliche Urteile zu fällen und innere Selbständigkeit zu erlangen. Macht schon diese Schilderung ihrer psychischen Fähigkeiten bzw. Unfähigkeiten die Frau relativ ungeeignet für jede berufliche Tätigkeit, die höhere Ansprüche stellt, so liefert *Freud* auch den Anhängern der traditionellen Frau- und Mutter-Auffassung zusätzliche, über die Biologie hinausgehende Argumente: „Die weibliche Situation ist aber erst wiederhergestellt, wenn sich der Wunsch nach dem Penis durch den nach dem Kind ersetzt, das Kind also nach alter symbolischer Äquivalenz an die Stelle des Penis tritt.“ In diese Sicht der Frau fügt sich nahtlos die Sicht der Emanzipationsbemühungen der Frau, die *Freud* als „Versuche“ definiert, „ihre organische Minderwertigkeit durch Bemühungen um eine kulturelle Leistung auszugleichen“.

Führten die Vertreter des Frauenbildes die Stagnation der Frauenbewegung nach Erreichung der formalen Gleichstellung mit den Männern auf die „natürliche Bestimmung“ der Frau zurück, so sahen die Vertreter der berufstätigen, emanzipierten Frauen die Gründe hierfür in der unverändert patriarchalischen Struktur der Familie und in der Übertragung der traditionellen Vorstellungen von der Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern durch die Erziehung.

Für die bürgerliche Frauenbewegung war die Frage des Verhältnisses zwischen den Geschlechtern, der Funktionen von Ehe und Familie sowie der Sexualität und der Sexualmoral ganz allgemein ein Themenkreis gewesen, der in der Diskussion der Frauenfrage tabuiert wurde.

Aber auch innerhalb der sozialistischen Frauenbewegung stand im Vordergrund die Integration der Frauen in den Produktionsprozeß, der Kampf um eine gerechtere Entlohnung und die Notwendigkeit, die Frauen politisch zu organisieren. Die Notwendigkeit, die Familienstruktur an die neuen ökonomischen Gegebenheiten anzupassen, rückte demgegenüber in den Hintergrund. Obwohl die sozialistischen Theoretiker von Anfang an auf den Zusammenhang zwischen Produktionsverhältnissen und Familienstruktur hingewiesen hatten, hielt man an einem patriarchalischen Familienmodell fest, das durch die Auflösung der Agrargesellschaft zum Anachronismus geworden war. Marx hatte betont, daß die Integration der Frau in den Produktionsprozeß „die neue ökonomische Grundlage für eine höhere Form der Familie und des Verhältnisses beider Geschlechter“ schaffen würde. Engels führte die bei Marx nur skizzierten Gedanken zum historischen Funktionswandel der Familie sowie des Verhältnisses zwischen Mann und Frau in seiner Schrift „Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates“ (1884) näher aus. „Die moderne Einzelfamilie ist gegründet auf die offene oder verhüllte Haussklaverei der Frau, und die moderne Gesellschaft ist eine Masse, die aus lauter Einzelfamilien als ihren Molekülen sich zusammensetzt. Der Mann muß heutzutage in der großen Mehrzahl der Fälle der Erwerber, der Ernährer der Familie sein, wenigstens in den besitzenden Klassen, und das gibt ihm eine Herrscherstellung, die keiner juristischen Extrabevorrechtung bedarf. Er ist in der Familie der Bourgeois, die Frau repräsentiert das Proletariat.“

Ebenso hatte August Bebel auf die Abhängigkeit des Verhältnisses zwischen Mann und Frau von den jeweiligen ökonomischen Strukturen einer Gesellschaft hingewiesen: „... wenn schon im bisherigen Verlauf der Menschheitsentwicklung diese Beziehungen sich in dem Maße umgestalten, wie auf der einen Seite die Produktions- und auf der anderen die Verteilungsweise des Erzeugten vor sich ging, (ist) es auch selbstverständlich, daß bei weiteren Umgestaltungen der Produktions- und Verteilungsweise sich die Beziehungen der Geschlechter abermals ändern werden.“

Während die meisten Theoretiker den optimistischen Schluß zogen, daß die steigende Berufstätigkeit der Frau zwangsläufig auch die Stellung der Frau in der Familie sowie die gesellschaftliche Funktion der Familie verändern werde, zeigte sich in der Praxis, daß auch in den Arbeiterschichten nach wie vor das patriarchalische Frauen- und Familienideal dominierte. Die hierarchische Beziehung zwischen Mann, Frau und Kindern innerhalb der Familie, die Zuweisung sämtlicher Haushalts- und Erziehungsfunktionen an die Frau und die damit von Anfang der weiblichen Berufstätigkeit an gegebene Doppelbelastung sind die direkte Folge dieses vorindustriellen Familienmodells. Die Macht- und Funktionsaufteilung innerhalb der Familie benachteiligte nicht nur direkt

die Frau, sie wurde – und wird – durch die Erziehung auch auf die nächste Generation übertragen (siehe dazu den Abschnitt Sozialisation).

Für die bürgerliche Frauenbewegung und die christlich-konservativen Parteien stellte die Frage des Verhältnisses zwischen den Geschlechtern und der Institutionalisierung dieses Verhältnisses kein politisches Problem dar: die Ungleichheit von Mann und Frau erschien als göttliches Gesetz, die Unterordnung der Frau unter den Mann in der christlichen Ehe und Familie als Ausdruck der natürlichen, gottgewollten Ordnung.

Während Engels in der Theorie, die Sowjetunion in den ersten Jahren ihrer revolutionären Praxis (bis zum Einsetzen des Stalinismus), diese Ehe- und Familienstruktur radikal abschaffen wollten, leitete die Sozialdemokratie aus dem sozio-ökonomischen Wandel die Forderung ab, die Frau müsse nicht nur im öffentlich-rechtlichen Bereich (wie es der Liberalismus gefordert und durchgesetzt hatte), sondern auch im privatrechtlichen Bereich dem Mann gleichgestellt sein. (Wiener Programm 1901, Punkt 12: Beseitigung aller Gesetze, wodurch die Frau gegenüber dem Manne öffentlich-rechtlich oder privatrechtlich in Nachteil gesetzt wird. 1925 bringen Popp, Proft und Genossen einen Initiativantrag für ein Gesetz über die Gleichstellung der Geschlechter im Familienrecht ein: „Die Ehegatten haben gegeneinander dieselben Rechte und Pflichten. Beide Ehegatten sind verpflichtet, zur Bestreitung des gemeinschaftlichen Haushalts nach ihren Kräften beizutragen.“)

Patriarchalisches Familienmodell und traditionelles Frauenbild bildeten zwei wichtige ideologische Säulen im Gedankengebäude des aufkommenden Faschismus. „Die deutsche Frau braucht sich in den wirklich guten Zeiten des deutschen Lebens nie zu emanzipieren. ... Wenn früher die liberalen, intellektualistischen Frauenbewegungen in ihren Programmen viele Punkte enthielten, die ihren Ausgang vom sogenannten Geiste nahmen, dann enthält das Programm unserer nationalsozialistischen Frauenbewegung eigentlich nur einen einzigen Punkt, und dieser Punkt heißt: das Kind.“ (Adolf Hitler, zitiert nach Hervé-Murray 1963 und Fest 1963.) „Die deutschen Frauen wollen ... in der Hauptsache Gattin und Mutter, sie wollen nicht Genossin sein, wie die roten Volksbeglucker es sich und ihnen einzureden versuchen. Sie haben keine Sehnsucht nach der Fabrik, keine Sehnsucht nach dem Büro und auch keine Sehnsucht nach dem Parlament. Ein trautes Heim, ein lieber Mann und eine Schar glücklicher Kinder steht ihrem Herzen näher.“ (Curt Rosten, *Das ABC des Nationalsozialismus*, Berlin 1933, zitiert nach Menschik 1971.)

Der reale, ökonomische Hintergrund dieses neuen Mutterschaftskultes war nicht nur der Bedarf nach künftigen Soldaten, sondern die wachsende Arbeitslosigkeit; die Ausgliederung der Frauen aus dem Erwerbsleben erschien den nationalsozialistischen Machthabern als geeignetes Mittel, um für die Männer Arbeitsplätze zu schaffen.

Ebenso wie schon im Ersten Weltkrieg stieg die Zahl der berufstätigen Frauen auch im Zweiten Weltkrieg sprunghaft an. Aber auch nach 1945 führte diese vorübergehende extrem hohe weibliche Erwerbsquote

zu keinen gesellschaftspolitischen Konsequenzen. Im Gegenteil: die traditionellen Thesen über „Das Wesen der Geschlechter“ (vgl. etwa Philipp Lersch 1947), wonach es ein „weibliches Urprinzip“ gebe, dessen „Daseinsthematik“ die „pflegerische Betreuung des Lebens“ sei, erleben eine neue Hochblüte. Obwohl die Berufstätigkeit der Frauen auch nach Kriegsende zunimmt und der Großteil der Frauen versucht, sich die in Kriegszeiten erworbenen Rechte zu sichern, wird in der Literatur und in den Massenmedien unverändert das traditionelle Frauenbild verherrlicht. Die versuchte Zurückdrängung der Frau ins Heim, zu Herd und Kindern, ihre Absenz an wichtigen Stellen des öffentlichen Lebens wird zum Symptom für die allgemeine Restauration der alten Ordnung nach 1945. Der deutsche Soziologe Helmut Schelsky („Über das Restaurative in unserer Zeit“ in „Auf der Suche nach Wirklichkeit“, Düsseldorf/Köln 1965) vertritt zwar den Standpunkt, daß „die Gegensätze zwischen den Geschlechtern in ihrer öffentlichen Rolle wesentliche Kennzeichen der hochbürgerlichen Gesellschaft und als soziale Erscheinungen im Verschwinden begriffen“ seien. Aber ebenso wie die These von der „nivellierten Mittelstandsgesellschaft“, die in den sechziger Jahren propagiert wird, hält auch die These vom allmählichen Verschwinden der Gegensätze in den Geschlechterrollen der Realität nicht stand.

Die Ergebnisse der ethnologischen Forschung beweisen zwar, daß die Definition von Geschlechtseigenschaften im Kontext gesellschaftlicher Arbeitsteilung erfolgt und daß in verschiedenen Gesellschaften die gleichen Tätigkeiten und Eigenschaften einmal als männlich, ein anderes Mal als weiblich gelten. (Vgl. etwa Margaret Mead, *Mann und Weib, Das Verhältnis der Geschlechter in einer sich wandelnden Welt, Stuttgart/Konstanz 1955* sowie *Jugend und Sexualität in primitiven Gesellschaften, München 1970*.) Aber die psychoanalytische Literatur nach Freud hielt im wesentlichen daran fest, daß die psychische und intellektuelle Entwicklung der Frau auf die Entdeckung ihrer körperlichen Andersartigkeit zurückzuführen sei, nicht auf die verschiedene Erziehung von Mädchen und Knaben und die gesellschaftliche Geringschätzung der Frau. Eine soziologische Abwandlung des traditionellen, biologischen Gegensatzes „aktiv-passiv“, „gebend-empfangend“ stellt der Gegensatz „instrumental-expressiv“ dar, den die amerikanische Soziologie entwickelt hat. Die Rolle des Mannes wird dabei als „instrumental“ definiert, d. h. der Mann übernimmt die Verbindung der Familie nach außen, die Rolle der Frau als „expressiv“, d. h. die Frau sorgt innerhalb der Familie für innere Harmonie und Solidarität der Gruppe. Die Begründung dieses Gegensatzes ist ausschließlich biologisch: „Die universale Tatsache, daß Frauen soviel enger mit der Fürsorge für das Kleinkind befaßt sind als die Männer, bildet den Hauptgrund dafür, daß die weibliche Rolle sowohl innerhalb der Familie als auch nach außen mehr expressiv ist als die männliche.“ (Talcott Parsons, in: *Beiträge zur soziologischen Theorie, Neuwied 1964*.)

Der biologische Ansatz des weiblichen Rollenbildes, der damit alle gesellschaftlichen Umbrüche seit der Französischen Revolution überdauert hatte, wurde erst durch die neuen Erkenntnisse der Naturwissenschaft-

ten radikal, von der Wurzel her, in Frage gestellt. Die Fortschritte auf dem Gebiet der Hormonforschung und die Auswertung dieser neuen Erkenntnisse durch die pharmazeutische Industrie schufen die Grundlagen für ein neues Sexualverhalten der Frau und damit auch – auf lange Sicht – die Grundlagen eines neuen Verhältnisses zwischen den Geschlechtern. Als die Anti-Baby-Pille zu Beginn der sechziger Jahre auf den Markt kam, fiel eines der stärksten Druckmittel der traditionellen Moral und des traditionellen Frauenbildes weg: die Angst vor dem unerwünschten Kind.

Während die amerikanische Soziologie die alte Rollenverteilung durch eine neue Terminologie modernisierte und die Medizin gleichzeitig diese Rollenverteilung ins Wanken brachte, entstand in den USA eine neue Frauenbewegung, die gegen das von der Sozialwissenschaft gestützte, von der Wirtschaft, der Werbung und den Massenmedien propagierte Leitbild der Frau als „glückliche Hausfrau und Mutter“ protestierte. Die „neue Frauenbewegung“ begann zunächst mit einer Renaissance der alten, liberalen Gleichberechtigungsforderungen, wobei im Vordergrund die Forderung nach beruflicher Gleichberechtigung und Beseitigung der immer noch vorhandenen sozialen Schranken stand (vgl. Betty Friedan, *Der Weiblichkeitswahn, Reinbek 1970*), und führte schließlich zu den radikal-feministischen Thesen des Women's Liberation Movement (vgl. Kate Millett, *Sexus und Herrschaft, Die Tyrannei des Mannes in unserer Gesellschaft, Desch 1971*, Germaine Greer, *Der weibliche Eunuch, Aufruf zur Befreiung der Frau, Frankfurt 1971*).

Parallel zu dieser „neuen Frauenbewegung“ vollzog sich die Wiederentdeckung der frühen Schriften Theodor W. Adornos, Erich Fromms, Max Horkheimers und Wilhelm Reichs, die bereits in den dreißiger Jahren die Zusammenhänge zwischen Familienstruktur und Autoritätsstruktur, zwischen Sexualverhalten und politischem Verhalten untersucht hatten, durch eine breitere Leserschaft. Im Gegensatz zu einem unkritisch-glorifizierenden Familienkult, wie ihn die nationalsozialistische Ideologie vertrat, steht im Vordergrund dieser sozialpsychologischen Schriften der Funktionswandel der Familie innerhalb der Gesellschaft und die Auswirkungen dieses Funktionswandels für die innere Struktur der Familie.

Mit der Kritik an der Familienstruktur wurden auch die herkömmlichen Erziehungsmethoden und Erziehungsinhalte erstmals problematisiert. Dies gilt im besonderen auch für die Fixierung der traditionellen Geschlechterrollen, die bereits in der Familie einsetzt und in Kindergarten und Schule fortgesetzt wird.

Diese theoretischen Impulse, die wachsende Diskrepanz zwischen den traditionellen Moralvorstellungen und dem faktischen, durch die „Pille“ ermöglichten Verhalten sowie die wachsende Diskrepanz zwischen traditionellen Rollenvorstellungen und der sozialen Wirklichkeit der Frau führten dazu, daß Ende der sechziger, Anfang der siebziger Jahre die Frauen und ihr Rollenverständnis betreffende gesellschaftspolitische Forderungen in mehreren europäischen Ländern auf die Tagesordnung kamen.

Das prominenteste Beispiel ist die gesetzliche Regelung des Schwangerschaftsabbruches, die nicht nur in Österreich, sondern auch in Dänemark, Schweden, in

den USA, in England, in der Bundesrepublik Deutschland und in Frankreich eine Liberalisierung der alten Strafrechtsbestimmungen bringt. Das gleiche gilt auch für die Diskussionen zur Neugestaltung von Scheidung und Familienrecht, die ohne die Diskussionen über die Rolle der Frau in der Gesellschaft nicht denkbar sind. Damit zeigt sich, daß die Diskussion über die Rolle der Frau in der Gesellschaft, das Verständnis, das die Frau selbst von dieser Rolle entwickelt, ebenso wie das Verständnis, das die Gesellschaft von dieser Rolle entwickelt, sich nicht trennen läßt von der allgemeinen Diskussion über gesellschaftspolitische Reformen. Wie schon in den Anfängen der Frauenbewegung ist die Frauenfrage auch heute kein isoliertes Problem einer Minderheit, das sich durch gesetzgeberische Maßnahmen lösen läßt, sondern eine Funktion der allgemeinen ökonomischen und politischen Entwicklung. Damit wird es zu einem Zeichen für den Reifegrad einer Gesellschaft, welche Rolle sie der einen Hälfte ihrer Mitglieder zuweist: die Rolle einer lebenslang bevormundeten, vom Mann abhängigen Frau, als deren ausschließliche Lebensaufgabe nach wie vor die Geburt und Aufzucht von Kindern, als deren primärer Wirkungsbereich der Haushalt auch dann angesehen wird, wenn sie berufstätig ist, oder die Rolle einer mündigen, am gesamtgesellschaftlichen Prozeß voll beteiligten Staatsbürgerin; die Bemühungen um die inhaltliche Gleichberechtigung der Frauen, um ihre faktische Gleichstellung mit dem Mann durch die Aufhebung der traditionellen Arbeitsteilung sind damit wesentlicher Teil der Bemühungen um die Demokratisierung der Gesellschaft, um die Ergänzung der formal-repräsentativen Demokratie durch reale Demokratie in allen Lebensbereichen.

2 ROLLENBILDER IN ÖSTERREICH – EMPIRISCHE DATEN

Als Rollenbild bezeichnet man im allgemeinen das Image einer sozialen Rolle, in dem ihre stereotypen Minimalinhalte festgehalten sind. Rollenbilder dienen der Orientierung hinsichtlich des für eine Rolle typischen und üblicherweise zu erwartenden Verhaltens und besitzen somit Handlungsrelevanz. Sie enthalten überdies stereotype, d. h. festgefügte und für längere Zeit gleichbleibende, meist positiv oder negativ gefärbte Vorstellungen über Personen und Gruppen. Je nachdem, ob es sich um die eigene Bezugsgruppe handelt, spricht man auch von Autostereotypen und Heterostereotypen. Diesen Personen oder Gruppen werden dann meist typische Eigenschaften zugeschrieben, die als Rechtfertigung für bestimmte, oft auch ablehnende Verhaltensweisen dienen.

In jeder Gesellschaft gibt es Vorstellungen über die Geschlechterrolle, in der die für beide Geschlechter unterschiedlich festgelegten sozialen Verhaltensmuster normativ zusammengefaßt sind. Meist beruht die Vorstellung von der Geschlechterrolle auf einer unterschiedlichen Zuschreibung von Eigenschaften, die als jeweils typisch männlich oder typisch weiblich gelten und in ihrer Gesamtheit das „Wesen“ des

Mannes oder der Frau ausmachen. Die Geschlechterrolle wiederum ist der normative Ausdruck für eine in jeder Gesellschaft vorgenommene Aufteilung der gesellschaftlichen Funktionen zwischen Mann und Frau, d. h. einer geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung.

Sowohl bei den vorherrschenden Rollenbildern als auch bei den Vorstellungen von der Geschlechterrolle handelt es sich keinesfalls um einheitliche Auffassungen, die in allen Schichten und Gruppen einer Gesellschaft gleichermaßen verteilt anzutreffen sind. Die Gesellschaft als eine hierarchisch geordnete Sozialstruktur, in der verschiedene Bevölkerungsgruppen als sozio-ökonomisch definierbare Schicht oder als Klasse begriffen werden können, schließt eine solche einheitliche Verteilung von handlungsorientierten und somit für die Erhaltung oder Veränderung der gegenwärtigen Sozialstruktur überaus bedeutsamen Rollenbildern aus. In den empirischen Befunden wird daher immer auf schichtspezifische Unterschiede Bedacht genommen, wobei in diese vorgefundenen Unterschiede die aufgrund der objektiven sozio-ökonomischen Bedingungen gemachte Erfahrung ebenso eingetragt wie durch verschiedene Aspirationen gefilterte Erwartungen und mehr oder weniger realistische Wunschvorstellungen.

2.1 Das traditionelle Rollenbild

Typisch für das traditionelle Rollenbild der Frau ist zweifellos die Vorstellung vom „Wesen der Frau“; bei der damit angesprochenen Geschlechterrolle handelt es sich in besonderem Maß um kulturell tradierte, festverwurzelte Ansichten die den Rahmen des kulturellen Selbstverständnisses abstecken, innerhalb dessen die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, d. h. die Zuweisung von Männern und Frauen in bestimmte Positionen, vorgenommen wird.

2.1.1 Das „Wesen der Frau“ – das „Wesen des Mannes“

Nach Meinung von 65% der Österreicher und 59% der Österreicherinnen stimmt die Behauptung, daß sich Frauen mehr nach dem Gefühl, Männer mehr nach dem Verstand richten, und 28% bzw. 29% stimmen dieser Behauptung zumindest teilweise zu. Nur 6% bzw. 9% finden eine solche simple Klassifizierung männlichen und weiblichen Wesens als unrichtig. Unter den Männern stimmen vor allem 40- bis 60jährige dieser Meinung zu – und sie stehen mit dieser Einstellung am stärksten im Gegensatz zur Meinung der gleichaltrigen Frauen. Bei keinen anderen Altersgruppen ergibt sich in der Beurteilung dieser Frage ein derart großer Unterschied. Die Differenz der prozentuellen Verteilung der Angaben der Männer und der Frauen beträgt bei den 16- bis 25jährigen 5%, bei den 25- bis 40jährigen Null und bei den über 60jährigen 9%. Bei den 40- bis 60jährigen beträgt die Differenz jedoch 14%. Amentscheidendsten für die Beurteilung dieser Frage wirken sich Bildungsunterschiede und Sozialstatus aus.

So meinen Männer mit Matura oder Hochschulbildung und leitende Angestellte viel öfter als weniger Gebildete, daß Frauen sich in erster Linie nach dem

Gefühl richten. Eine Behauptung, die von einem großen Prozentsatz von Frauen mit gleicher Bildung und gleicher beruflicher Position strikt abgelehnt wird.

Es liegt im Wesen der Geschlechter begründet, daß die Frauen nach dem Gefühl, die Männer nach dem Verstand handeln. ... (in %, bezogen auf Basiszahlen in Klammern)

1 = stimmt, 2 = stimmt teilweise, 3 = stimmt nicht, 4 = keine Angabe

	1	2	3	4
nur Pflichtschule				
Männer (332)	63	31	5	1
Frauen (609)	58	30	8	4
Matura/Hochschule				
Männer (117)	74	20	6	-
Frauen (86)	50	33	17	-
leitende Angestellte/Beamte				
Männer (69)	86	13	1	-
Frauen (23)	56	9	35	-

Etwas mehr als die Hälfte der Österreicher (52%) und etwas mehr als vier Zehntel der Österreicherinnen (42%) meinen, schöpferische Kraft und Produktivität gehören zur Natur des Mannes, das beweisen die großen Wissenschaftler und Künstler. Teilweise Zustimmung findet diese Behauptung bei jeweils 35% der Männer und Frauen, und 12% der Österreicher bzw. 19% der Österreicherinnen lehnen diese Aussage ab. Die Meinung, daß schöpferische Kraft zur Natur des Mannes gehört, vertreten zumeist ältere Männer. Je jünger die Befragten sind, umso mehr finden sie diese Aussage als teilweise berechtigt, wobei jüngere Frauen im Gegensatz zu gleichaltrigen Männern diese Behauptung ablehnen.

Schöpferische Kraft und Produktivität gehören zur Natur des Mannes. ...

(in % bezogen auf Basiszahlen in Klammern)
1 = stimmt, 2 = stimmt teilweise, 3 = stimmt nicht, 4 = keine Angabe

	1	2	3	4
16 bis unter 25 Jahre				
Männer (144)	43	41	13	3
Frauen (133)	32	41	26	1
25 bis unter 40 Jahre				
Männer (275)	50	36	13	1
Frauen (312)	36	43	19	2
40 bis unter 60 Jahre				
Männer (326)	55	33	11	1
Frauen (389)	47	30	20	3
60 Jahre und älter				
Männer (167)	57	31	9	3
Frauen (230)	47	31	13	8

Unterschied sich bei der Frage, ob Frauen ihrem Wesen nach dem Gefühl folgen und Männer dem Verstand, das Urteil der 40- bis 60jährigen, so ist bei der Frage, ob schöpferische Kraft und Produktivität zur Natur des Mannes gehören, die größte Meinungsdivergenz bei den 25- bis 40jährigen zu beobachten. Allerdings lehnen, wie es sich auch bei der vorhergehenden Frage zeigte, die Frauen dieser Altersgruppe solche Aussagen nicht kategorisch ab, sie meinen, daß sie eben nicht unbedingt zutreffen.

Unterschiedliche Beurteilung wird dieser Behauptung auch durch Absolventen von Mittelschulen oder Hochschulen zuteil. Wieder wehren sich die Frauen mit Matura oder Hochschule gegen solche Aussagen vehement – und sogar stärker als bei der Beurteilung des Wesens von Mann und Frau –, doch sind die Männer gleicher Bildungsstufe diesmal eher ihrer Meinung.

Schöpferische Kraft und Produktivität gehören zur Natur des Mannes. ...

(in %, bezogen auf Basiszahlen in Klammern)
1 = stimmt, 2 = stimmt teilweise, 3 = stimmt nicht, 4 = keine Angabe

	1	2	3	4
nur Pflichtschule				
Männer (332)	53	35	10	2
Frauen (609)	46	35	13	6
Matura/Hochschule				
Männer (117)	41	36	21	2
Frauen (86)	23	26	51	-

Am erstaunlichsten ist jedoch die Beurteilung der Aussagen durch Angehörige der mittleren Bildungsschicht. Hier zeigt sich ein grundlegender Wandel der Bewertung von sogenannten Wesensmerkmalen der Geschlechter durch Männer und Frauen. Gilt für den Großteil der Befragten mit Lehre, Fach- oder Handelsschule die Frau als Wesen, das gefühlsmäßig handelt (stimmt: Österreicher dieser Bildungsschicht 65%, Österreicherinnen 64%), so gilt schöpferische Kraft und Produktivität bei den Frauen mit einer solchen Ausbildung keineswegs als rein männliche Tugend, wie es die Männer meinen. Ähnliches zeigt sich noch stärker bei der Beurteilung durch Befragte mit Matura oder Hochschulbildung.

Frauen handeln nach Gefühl, Männer nach Verstand (in %, bezogen auf Basiszahlen in Klammern)

Pflichtschule mit Lehre, Fach- oder Handelsschule	
Männer (463)	63
Frauen (369)	64

Matura/Hochschule	
Männer (117)	74
Frauen (86)	50

Schöpferische Kraft und Produktivität gehören zur Natur des Mannes
(in %, bezogen auf Basiszahlen in Klammern)

Pflichtschule mit Lehre, Fach- oder Handelsschule	
Männer (463)	54
Frauen (369)	39
Matura/Hochschule	
Männer (117)	74
Frauen (86)	50

Dieses steigende Selbstbewußtsein der Frauen beruht einerseits auf Bildung und andererseits auf Erfahrungen aus dem Berufsleben: Berufstätige Frauen sind viel weniger davon überzeugt, daß schöpferische Kraft ein männliches Attribut ist, als nichtberufstätige (37% : 47%). Je höher die berufliche Stellung der Befragten, umso mehr sind die Frauen von der eigenen Kraft und Produktivität überzeugt. Eine Meinung, die von Männern in gleicher Position keineswegs geteilt wird: 52% der leitenden Angestellten und Beamten, aber nur 17% von Frauen in gleicher Position finden die Behauptung, daß schöpferische Kraft und Produktivität zur Natur des Mannes gehören, als richtig. Ähnliche Tendenzen, wie sie bei den verschiedenen Bildungsschichten zu beobachten sind, zeigen sich auch, wenn man die Angaben aufgeschlüsselt nach Größe des Wohnortes der Befragten betrachtet: Je kleiner der Ort, umso weniger sind Männer wie Frauen von der schöpferischen Kraft der Frau überzeugt. Je größer der Wohnort, vor allem in den Landeshauptstädten, umso mehr glaubt man an die entsprechenden Fähigkeiten der Frau.

Schöpferische Kraft und Produktivität gehören zur Natur des Mannes ...

(in %, bezogen auf Basiszahlen in Klammern)

1 = stimmt, 2 = stimmt teilweise, 3 = stimmt nicht, 4 = keine Angabe

	1	2	3	4
bis 5.000 Einwohner				
Männer (440)	54	37	6	3
Frauen (512)	45	38	13	4
5.001 bis 100.000 Einwohner				
Männer (179)	58	30	12	-
Frauen (210)	46	29	20	5
mehr als 100.000 Einwohner				
Männer (90)	38	38	24	-
Frauen (100)	33	30	32	5
Wien				
Männer (203)	49	33	18	-
Frauen (242)	36	37	26	1

Im Verlauf der Befragung wurden die Zielpersonen aufgefordert, das Wesen einer Frau und das eines Mannes mit Eigenschaften zu beschreiben. Eine erste Auswertung ergab, daß nur wenige Österreicher das Wesen von Frauen und Männern mit gegensätzlichen Eigenschaften beschreiben:

Akzentuierung des Gegensatzes
(in %, bezogen auf Basiszahlen in Klammern)

	Männer (912)	Frauen (1064)
gleiche Beurteilung für Männer und Frauen (bzw. Unterschied)	8	6
Wesen der Frau weich, des Mannes hart	2	3
Wesen der Frau emotionell, des Mannes rational	3	3
Wesen der Frau anpassungsfähig, des Mannes dominant	2	3
Rollenzuweisungen ohne Gegensatz	64	64
keine Angabe	21	21

Viel häufiger wurden der Frau Eigenschaften, die sich aus ihrer Mutterschaft oder ihrer Tätigkeit als Hausfrau ergeben, zugeschrieben, so z. B. „Familie“, „die Seele der Familie“, „wirtschaftlich“, „Mütterlichkeit“, „häuslich“. Andere wieder gaben Antworten, die die Beziehung zum Mann betrafen: „gleichwertiger Partner“, „anhänglich“, „darf nicht streitsüchtig sein, nicht immer das letzte Wort haben“ oder „treu“. Viele Nennungen bezogen sich auf die allgemeine soziale Rolle der Frau; so wurde sie als „herzlich“, „anschmiegsam“ u. ä. bezeichnet. Ähnlich erfolgte die Beschreibung des Mannes: es wurden u. a. folgende Eigenschaften angeführt: „guter Ehemann“, „Vater“, „der Familie ein Vorbild“. Andere Antworten entsprechen der Dimension des Schutzgebens: „stark“, „charakterfest“, „vertrauenswürdig“. Andere wieder spielten auf die Arbeitswelt des Mannes („arbeitsamer Mensch“, „fleißig und sparsam“, „strebsam“, „ehrgeizig“, „tüchtig“) oder auf die Funktion im Bereich der Familie an („menschliche Führungsaufgaben“, „der Familie ein Vorbild“, „daß alles zu ihm aufschauen kann“).

Aus diesen Daten kann auf die Dominanz eines eher traditionell ausgerichteten Leitbilds geschlossen werden: Die Mehrheit der Österreicher scheint das „Wesen der Frau“ als Inbegriff der Geschlechterrolle sehr familienbezogen zu interpretieren. Dahinter scheint sich die Idealvorstellung einer harmonischen Familie zu verbergen, in der jeder durch seine Eigenschaften zu einem guten Familienleben beizutragen hat.

Auch in den Vorstellungen, die viele Eltern von der Rolle der Frau auf ihre Töchter bezogen haben, dominiert das traditionelle Rollenbild: die erste Aufgabe der Frau wird in der Versorgung von Mann und Kind gesehen, wichtigstes Ziel für Mädchen ist eine „gute Partie“, während der Beruf nur als Überbrückung bis zur Heirat oder als Absicherung gegen Notfälle angesehen wird.

In einer im Bezirk Voitsberg durchgeführten Untersuchung sollten die befragten Eltern zu folgenden Statements Stellung nehmen:

1. Eine Frau ist nur dazu da, sich um ihren Mann, ihre Kinder und den Haushalt zu kümmern.
2. Für ein Mädchen ist ein Beruf eigentlich nur dann wichtig, wenn es keinen Mann findet.
3. Für ein Mädchen ist es schließlich und endlich doch die Hauptsache, daß es eine gute Partie macht.

4. Bei begabten Frauen ist es schade, wenn sie nichts anderes tun, als ihren Haushalt zu versorgen.
 5. Für ein Mädchen ist es genauso wichtig wie für einen Burschen, daß es einen Beruf erlernt.

Ein weiteres Statement überprüfte die Meinung der Eltern über die Bedeutung des Berufes für die eigene Tochter. Die Vorgabe lautete: Eigentlich ist es ganz unwichtig, welchen Beruf unsere Tochter bekommt, wenn sie nur einen guten Mann findet.

Dabei ergaben sich folgende Antworten:

Statement	Antwortvorgabe	
	stimmt	stimmt nicht
1. Eine Frau ist nur dazu da, sich um ihren Mann, ihre Kinder und den Haushalt zu kümmern (N = 562) .	50	50
2. Für ein Mädchen ist ein Beruf eigentlich nur dann wichtig, wenn es keinen Mann findet (N = 559)	34	66
3. Für ein Mädchen ist es schließlich und endlich doch die Hauptsache, daß es eine gute Partie macht (N = 529)	45	55
4. Bei begabten Frauen ist es schade, wenn sie nichts anderes tun, als ihren Haushalt zu versorgen (N = 557)	82	18
5. Für ein Mädchen ist es genauso wichtig wie für einen Burschen, daß es einen Beruf erlernt (N = 558)	80	20

Selbst den provokativen Formulierungen der ersten drei Statements stimmt die Hälfte der Befragten bzw. qualifizierte Minderheiten zu: Bei der Feststellung, daß eine Frau nur für Mann und Kind da sei, ist die Zustimmung am höchsten – 50%. Einer guten Partie wird von 45% bzw. 34% der Befragten eine größere Bedeutung zugestanden als dem eigenen Beruf des Mädchens (Statement 2 und 3).

Die entgegengesetzte Tendenz (80% bzw. 82% Zustimmung) bei den anderen beiden Vorgaben (4 und 5) kann durch deren allgemein gehaltene Formulierung erklärt werden: Eine Berufsausbildung ist heute in der Regel auch für Mädchen notwendig und daher vorgesehen. So wird der Vorgabe zugestimmt. Fraglich ist ja nur die Dauer und „Qualität“ dieser Ausbildung.

So traten auch in einer Befragung von *Kreutz H. Fürnschub G.* (1971, S. 160 f.) bei ähnlicher Fragestellung keine geschlechtsspezifischen Unterschiede auf. Beträchtliche Unterschiede gab es erst, als der Besuch „höherer“ Schulen für Mädchen bzw. Burschen zur Diskussion stand: Je höher die Ausbildung, desto mehr ist der Schulbesuch geschlechtsspezifisch normiert.

Durch den ausdrücklichen Hinweis auf die „begabte“ Frau (Statement 5) – in deren Ausbildung möglicherweise viel investiert wurde – kann dem Statement auch von Befragten zugestimmt werden, die im allgemeinen gegen eine Berufstätigkeit der Frau, gegen ihre, auch zeitweise Abwesenheit vom Haushalt Bedenken anmelden. Die berufstätige Frau bleibt dann ja ein „Sonderfall“.

Die deutliche Abwertung des Berufs für eine Frau (gegenüber einer guten „Partie“) kommt auch in dem Statement zum Ausdruck, das die Bedeutung des Berufs für die eigene Tochter überprüft:

Eigentlich ist es ganz unwichtig, welchen Beruf unsere Tochter bekommt, wenn sie nur einen guten Mann findet. Genau die Hälfte der befragten Eltern stimmte dem Statement zu, sieht also die Heirat bzw. den Mann als „eigentlich“ wichtig für die Zukunft der Tochter. So wird auch die künftige „Partie“, nicht der Beruf als Möglichkeit des eigenen Staterwerbs in den Ausbildungsplänen eine zentrale Stellung einnehmen. Schließlich wurde die Einstellung zu den genannten Statements nach den einzelnen Sozialschichten¹⁾ gegliedert: Verschiedene Autoren (z. B. *Oevermann 1970*) vertreten die Ansicht, daß gerade in sozial niedrigen Schichten ein rigides Festhalten an traditionalistischen Einstellungen und undifferenzierten Interpretationsschemata zu messen ist. Auch Geschlechtsstereotype gehören hierher. Die Ursache dafür sei die Furcht vor einer Veränderung der Autoritätsstruktur und der Rollenverteilung innerhalb der Familie. Denn in Familien, in denen z. B. die Frau, entgegen der traditionellen Arbeitsteilung, außer Haus erwerbstätig ist, bedeutet diese Erwerbstätigkeit eine Schwächung der familialen Position des Mannes, sozusagen das Eingeständnis, die soziale Rolle als Familienoberhaupt nicht ausfüllen zu können (vgl. *Nave-Herz, R., 1972*).

Die Annahme, daß restriktive Einstellungen besonders in sozial niedrigen Schichten wirksam sind, konnte durch die Ergebnisse bestätigt werden: Während von den Befragten aus der Mittel- und Oberschicht (Gruppe IV) 31% meinen, daß sich die Frau nur um Mann und Kinder kümmern sollte, sind es bei den Hilfsarbeitern (Gruppe I) 66%, bei den Landwirten (Gruppe III) 54% und bei den angelernten Arbeitern (Gruppe II) 53%. Auch dem Statement, daß eine gute „Partie“ für ein Mädchen doch die Hauptsache ist, stimmen 62% der Landwirte und 57% der Hilfsarbeiter zu. In der Mittel- und Oberschicht sind es „nur“ 29%.

Im Gegensatz dazu sind die Unterschiede zwischen den Sozialschichten bei den beiden Statements (4 und 5), die eher positiv formuliert sind, gering (mögliche Gründe siehe oben): Von den Befragten der höheren Sozialschichten lehnen z. B. 19% eine für beide Geschlechter gleiche Berufsausbildung ab, von den Hilfsarbeitern 26%, von den Landwirten 22%.

Wenn man nun diese fünf Statements zusammenfaßt, können diejenigen Befragten herausgehoben werden, die die geringsten restriktiven Einstellungen zur Frauenrolle, also wenig fixierte Rollenerwartungen haben (Zustimmung bei Statement 4 und 5 bzw. Ablehnung bei Statement 1 bis 3):²⁾

¹⁾ In den Tabellen wird im folgenden die Bezeichnung „Berufsschicht“ an Stelle von „Sozialschicht“ verwendet. Damit soll die Vorläufigkeit der Zuordnung in der Schichtgliederung unterstrichen werden.

²⁾ Die Zahl derjenigen Befragten, die durchgehend restriktive Einstellungen vertreten, ist zu gering, um gesondert angeführt zu werden.

Berufsschicht und Einstellung zu Statements, die die Rolle der Frau betreffen (in %)

	Gruppen					
	I (N = 77)	II (N = 196)	III (N = 107)	IV (N = 117)	V (N = 100)	VI (N = 37)
Es finden für richtig, daß eine Frau nur dazu da ist, sich um ihren Mann, ihre Kinder und den Haushalt zu kümmern	66	53	54	43	49	31
daß für ein Mädchen eine gute Partie doch die Hauptsache ist	57	44	62	43	39	29
daß für ein Mädchen ein Beruf eigentlich nur dann wichtig ist, wenn es keinen Mann findet	41	34	45	29	28	24
daß es auch bei begabten Frauen nicht schade ist, wenn sie nichts anderes tun, als ihren Haushalt zu versorgen ...	18	21	17	16	20	18
daß es für Mädchen weniger wichtig (als für Burschen) ist, einen Beruf zu erlernen	26	18	22	22	18	19

Wieder kann man recht deutliche Unterschiede zwischen den einzelnen Sozialschichten feststellen, wenn auch die Zahl der Befragten, die konstant die Richtung der Antwort beibehalten, (erfahrungsgemäß) nicht sehr groß ist: Während in den unteren sozialen Schichten nur ein geringer Prozentsatz traditionelle Rollenvorstellungen konsequent ablehnt, tun dies immerhin 38% der Eltern aus der Mittel- und Oberschicht.

Auch bei dem Statement, das die Bedeutung des Berufs der eigenen Tochter betrifft, sind Unterschiede zwischen den einzelnen Sozialschichten festzustellen. Interessant ist aber, daß sie (obwohl die Fragestellung eigentlich sehr konkret ist) nicht so bedeutsam sind: Die Hälfte der Gruppe IV, also der Befragten aus den höheren Sozialschichten, stimmt der Meinung zu, daß die „Partie“ des Mädchens wichtiger als ihr Beruf ist.

Berufsschicht und Präferenz von „Partie“ gegenüber „Beruf“ (in %)

Statement: Eigentlich ist es ganz unwichtig, welchen Beruf unsere Tochter bekommt, wenn sie nur einen guten Mann findet.

Berufsschichtung	Antwortvorgabe	
	stimmt	stimmt nicht
Gruppe I (N = 37)	59	41
Gruppe II (N = 75)	48	52
Gruppe III (N = 43)	53	47
Gruppe IV (N = 41)	41	59
Gruppe V (N = 42)	50	50
Gruppe VI (N = 14)	50	50
Gesamt (N = 252)	50	50

Diese Ergebnisse, die das Vorherrschen des traditionellen Rollenbildes der Frau belegen und als Zusammenfassung geltender Stereotypen über die „Bestimmung der Frau“ gelten können, dürfen nicht

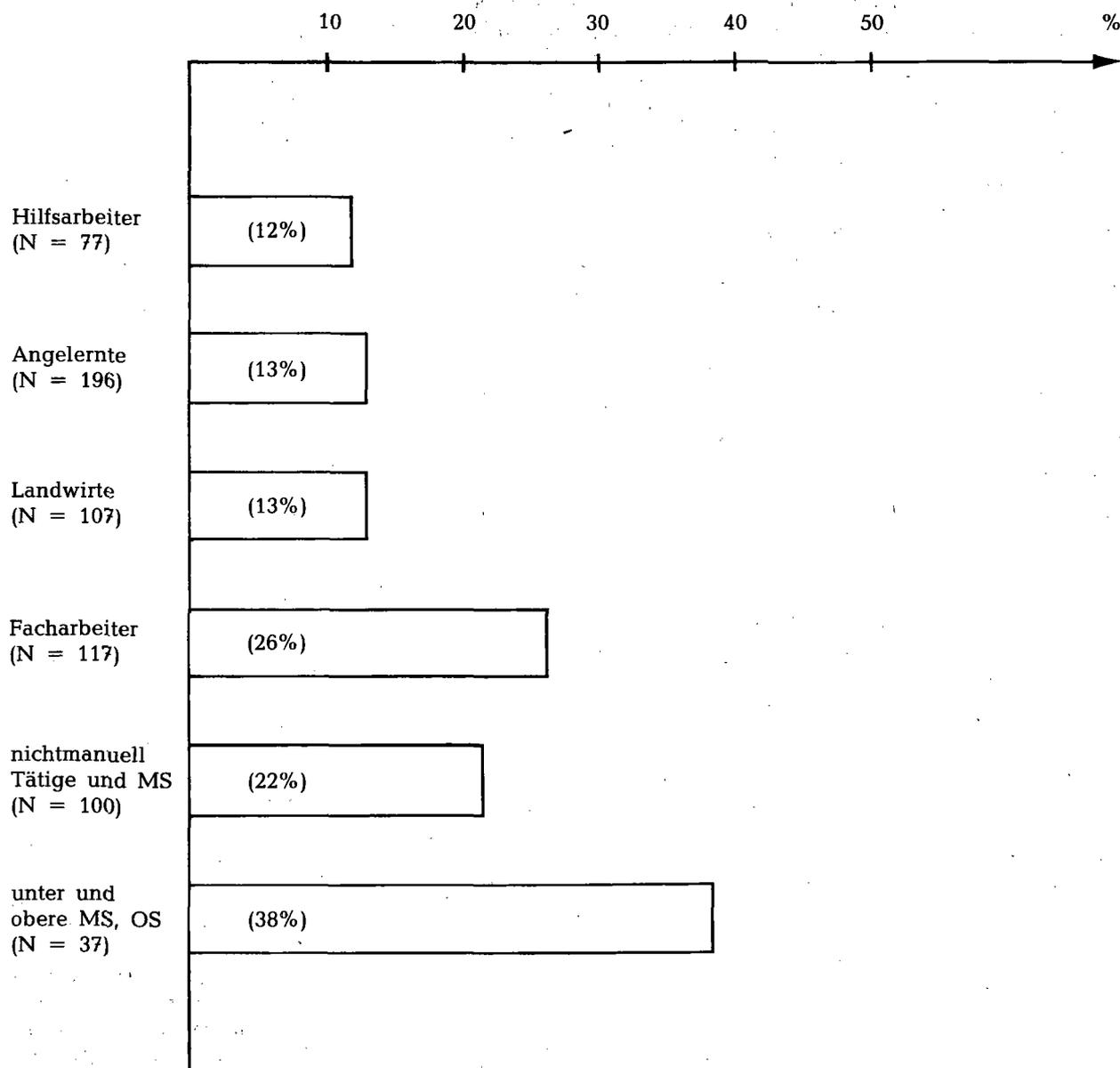
isoliert gesehen werden, sondern müssen in ihren Auswirkungen auf das Rollenverständnis der Frau untersucht werden. Individualpsychologisch äußern sich die Rollenerwartungen in der Verinnerlichung und Antizipation dieser Erwartungen seitens der Frauen selbst. In welchem Umfang das geschieht, zeigt die folgende Tabelle, in der die Zustimmung der Mütter der untersuchten Schüler zu den oben genannten Statements oder Stereotypen aus der Voitsberger Untersuchung dargestellt ist:

Akzeptieren der „traditionellen Rollenvorstellungen“ durch die Frau selbst

Statement (Kurzfassung)	% der Zustimmung durch	
	Frauen	Männer
1. Die Frau ist nur dazu da, sich um Mann, Kinder und Haushalt zu kümmern	50 (N = 160)	50 (N = 60)
2. Für Mädchen ist ein Beruf nur dann wichtig, wenn es keinen Mann findet	33 (N = 171)	30 (N = 61)
3. Für Mädchen ist eine gute Partie doch die Hauptsache	44 (N = 168)	53 (N = 58)

Die befragten Frauen akzeptieren bzw. vertreten weitgehend selbst restriktive Statements, die ihr eigenes Geschlecht betreffen. So stimmt die Hälfte der Frauen der Meinung zu, daß eine Frau nur dazu da ist, sich um Mann und Kinder zu kümmern. Von den Männern, bei denen man diese traditionellen Einstellungen verstärkt vermutet, sind es ebenfalls „nur“ 50%. Daß für ein Mädchen der Beruf eigentlich nur dann wichtig sei, wenn es keinen Mann findet, meinen 33% der Frauen, aber 30% der Männer, und das Verhältnis zwischen den beiden Geschlechtern in der Meinung, daß eine gute Partie für ein Mädchen doch die Hauptsache ist, lautet 44% : 53%. Die Antworten der Frauen unterscheiden sich also nicht wesentlich von denen der Männer.

Abbildung 1: Berufsschicht und Befragte, die bei allen fünf Statements „traditionelle Rollenvorstellungen“ ablehnen.



Diese unreflektierte Internalisierung traditioneller Rollenvorstellungen wird auch in weiteren Untersuchungen bestätigt. So fand z. B. E. Pfeil, daß auf die Frage, wie sich 23jährige Frauen ihr Leben mit 30 Jahren vorstellen, 75% aller Nennungen „familienorientiert“ waren, d. h. sie bezogen sich auf Kinder, Ehe, Partner, Wohnung. Nur 13% der Antworten waren „personorientiert“, also auf die Verfolgung persönlicher Interessen gerichtet. 12% wurden als „berufsorientiert“ eingestuft. Sie betrafen berufliche Festigung, höheres Einkommen, Selbständigkeit usw. (1968, S. 76 und 97 f.).

Während es bei den Arbeiterinnen, wie u. a. Wurzbacher (1960) zeigen konnte, das Ideal von Ehe, Hausfrau und Mutter ist, das – meist als sehr unrealistische Erwartung – die Erlösung von der unqualifizierten

Industriearbeit bringen soll, fand Pfeil (1968), daß unter Studentinnen immerhin die Überlegung ange stellt wird, Beruf und Haushalt könnten zwei Möglichkeiten darstellen. Doch wird auch hier von zwei Dritteln dem Dasein zuhause der Vorzug gegeben. Kreutz und Fürnschub (1971) kommen in ihrer Untersuchung über Mädchenbildung in Österreich zu der Schlußfolgerung, daß die dominierende Rolle so definiert ist, daß sozial-expressive, auf den Umgang mit Menschen bezogene Fähigkeiten einerseits, der Haushalt andererseits, im Vordergrund stehen. Eine profunde Berufsausbildung wird zwar daneben für absolut notwendig erachtet, doch wird die Berufstätigkeit nur als Übergangslösung vor der Heirat oder in den ersten Jahren der Ehe gesehen. Sozial-expressive Fähigkeiten schließen aber, in

gewissem Grad zumindest, die Bezogenheit auf instrumentale Fähigkeiten aus, die vor allem im Berufsleben gefordert werden.

Versucht man die Gründe für das Festhalten am familienorientierten Rollenbild der Frau näher zu erforschen, so wird – neben dem Fortwirken der Tradition, besonders unter den älteren Frauen – ein Zusammenhang zwischen dem Festhalten an diesen Rollenbildern und der oft emotionell gefärbten Ablehnung der Rolle des Familienerhalters sichtbar, wie sie in verschiedenen Untersuchungen immer wieder zum Ausdruck kommt.

In einer vom IFES durchgeführten repräsentativen Umfrage, in der nach möglichen Alternativen für die bestehenden Formen des Zusammenlebens zwischen Mann und Frau gefragt wurde, fand sich kein einziger der Befragten, weder unter den Männern, noch unter den Frauen, die für eine Form der Ehe eingetreten wären, in der der Mann die Kinder versorgt und die Frau berufstätig ist. In einer Untersuchung bundesdeutscher Gymnasiastinnen, die in München durchgeführt wurde, kam *G. Reitz* (1973) zu dem Ergebnis, daß zwei Drittel der von ihr befragten Mädchen es ablehnten, die Rolle der Familienernährerin zu übernehmen, wobei wiederum betont werden muß, daß es sich bei der Auswahl dieser Gruppe um eine sehr progressive handelt.

2.1.2 Das Autostereotyp der Frau

Selbstbilder, auf die eigene Person oder Gruppe bezogen, nennt man Autostereotype. Hiezu brachte eine vom Fessel-Institut 1974 durchgeführte Untersuchung folgende Ergebnisse (wobei allerdings der Versuch einer Definition des Selbstbildes Konfliktsituationen beleuchtet, die durch das vermutete Heterostereotyp verstärkt werden):

„Als positiv erlebt die Frau vor allem jene Aspekte des überlieferten Rollenbildes, die sich auf ihre Beziehung zum Mann beziehen. Sie sieht sich selbst als begehrtes, verwöhntes und bewundertes Wesen, das dadurch in die Lage versetzt wird, die Verhaltensweise des Mannes weitgehend zu steuern. Die kulturell erlaubte Rolle des Schwächeren wird ebenfalls als positiv erlebt, da die Frau dadurch nicht im selben Maß den Verhaltensnormen unterliegt, die für die Männer gelten. Es ist insbesondere keine Notwendigkeit gegeben, sich immer kontrolliert und rational zu verhalten. Besonders durch ihre Rolle in der Familie – als deren Zentrum – sieht sich die Frau nicht vor die Notwendigkeit gestellt, einem Beruf nachgehen zu müssen und der Verantwortung, für die Existenz der Familie zu sorgen, entgehen zu können. Sieht man sich jedoch ausschließlich als für die Familie verantwortlich, so sind es drei Gesichtspunkte, die Unbehagen hervorrufen: das mangelnde Prestige der Haushaltsarbeit, der Verlust an Sozialkontakten und die totale Abhängigkeit vom Mann.“

Das vermutete Heterostereotyp bezieht sich vor allem auf die Vorstellungen, wie eine Frau sein muß, damit sie auf die Männer Eindruck macht: Generell wird, so die Ergebnisse der Fessel-Untersuchung, angenommen, daß der Mann auf seine dominierende Rolle in der Gesellschaft, in der Familie und in der Partnerbeziehung großen Wert legt. Man unterstellt dem Mann,

daß ihm sehr daran gelegen ist, das patriarchalische System aufrechtzuerhalten und ein hohes Ausmaß an Selbständigkeit der Frau zu verhindern.

Wie sehr sich stereotype Vorstellungen über die eigene Rolle oder vermutete Vorstellungen, die andere davon haben, auswirken, kommt u. a. auch in einem Experiment zum Ausdruck, das gut illustriert, wie sensitiv Frauen gegenüber Kriterien sind, die in einer Situation, wie der im Experiment nachgezeichneten, völlig irrelevant sein sollten, nämlich dem Geschlecht. In einer Pionierstudie über Vorurteile hat der amerikanische Forscher *Goldberg* (1968) Studentinnen Fachartikel vorgelegt, die zur Hälfte aus einem als „typisch weiblich“ geltenden und einem als „typisch männlich“ geltenden Gebiet entnommen waren. Die Artikel sollten nach ihrer fachlichen Qualität, Überzeugungskraft, Stil usw. beurteilt werden. Es gab zwei identische Versionen, die je zur Hälfte von einem fiktiven weiblichen und einem fiktiven männlichen Autor unterzeichnet waren. Die Versuchspersonen fanden mit großer Mehrheit, daß auf beiden Gebieten die von einem Mann gezeichneten Artikel weitaus besser waren. In der Fortsetzung dieser Experimente wurde später ermittelt, daß Frauen niedriger Bildungsstufe Arbeiten von Frauen, die über ihrer eigenen Qualifikation liegen, sehr hoch bewerten, wobei die Forscher die Ansicht vertraten, daß für die Frauen niedriger Bildungsstufe bereits die Tatsache allein, daß eine Frau eine solche Leistung aufweise, hoch bewertet wurde, da es sich um eine seltene Leistung handle. Die Experimentserie wurde auch dahin abgewandelt, daß sich die Wirkung der gesellschaftlichen Anerkennung von Leistungen, die von Frauen erbracht wurden, zeigen konnte. In einem dieser Experimente wurden den Versuchspersonen künstlerische Exponate gezeigt, die angeblich von Frauen stammten. Als ihnen gesagt wurde, daß einige dieser Exponate einen Preis gewonnen hätten, zeigte sich, daß die weiblichen Künstlerinnen ebenso gut bewertet wurden wie ihre männlichen Kollegen, obwohl die Versuchspersonen vorher dazu geneigt hatten, die weiblichen Künstler schlechter zu beurteilen als die männlichen. Die Forscher zogen daraus den Schluß, daß Frauen dazu neigen, die Arbeit von Frauen in einer Konkurrenzsituation niedriger zu bewerten, und zwar so lange, bis die Arbeit dieser Frauen allgemeine Anerkennung findet.

2.2 Ehe- und Partnerbeziehungen

Eine der Auswirkungen des dominierenden Rollenbildes wird in den Vorstellungen sichtbar, die die Frauen von ihrem Partner und dem eigenen partnerbezogenen Verhalten haben. Diese Vorstellungen besagen, daß noch immer der Mann als der Überlegene gilt, dessen Überlegenheit in der Ehe sich nach außen so manifestiert, daß die Frau ihn in Bildung und Verdienst nicht übertreffen darf. Eine vom IFES (Institut für empirische Sozialforschung) zu diesem Zweck durchgeführte Befragung erbrachte folgende Ergebnisse:

Nach Meinung der Mehrheit der Österreicher (61%) und der Österreicherinnen (57%) sucht die Frau beim Mann noch immer Schutz und Geborgenheit; der Mann soll der überlegene Teil sein. 28% der Männer

und 29% der Frauen stimmen dieser Behauptung teilweise zu. Total wird diese Aussage von 10% der Männer und 12% der Frauen abgelehnt.

Je jünger die Befragten sind, umso weniger glauben sie, daß Frauen unbedingt beim Mann Schutz und Geborgenheit suchen sollen. Je älter – und das betrifft vor allem die Meinung der Pensionisten –, umso mehr meinen die Befragten, daß sich die Frauen doch unterordnen sollen. Pensionistinnen allerdings meinen wiederum öfter, daß es nur teilweise zutrifft, daß der Mann der Überlegene ist und man bei ihm Schutz und Geborgenheit findet; eine Meinung, die einem biologischen Überlegenheitsgefühl der alten Frauen entspringen dürfte, was sich auch in den Aussagen zu anderen Problemen zeigt.

Es ist heute noch immer so, daß die Frau beim Mann Schutz und Geborgenheit sucht und der Mann der Überlegene sein sollte. ...

(in %, bezogen auf Basiszahlen in Klammern)
1 = stimmt, 2 = stimmt teilweise, 3 = stimmt nicht, 4 = keine Angabe

	1	2	3	4
16 bis unter 25 Jahre				
Männer (144)	56	33	8	3
Frauen (133)	50	33	17	-
25 bis unter 40 Jahre				
Männer (275)	62	25	13	-
Frauen (312)	54	31	14	1
40 bis unter 60 Jahre				
Männer (326)	60	30	10	-
Frauen (389)	63	26	10	1
60 Jahre und älter				
Männer (167)	68	26	5	1
Frauen (230)	56	29	10	5
in Pension				
Männer (137)	68	28	4	1
Frauen (158)	47	30	15	7

Besonders Frauen mittleren Alters suchen Schutz und Geborgenheit bei einem männlichen Partner. Frauen in leitenden Positionen meinen ebenfalls erstaunlicherweise überdurchschnittlich oft, daß der Mann der Überlegene sein sollte, eine Meinung, die von Männern in gleicher Position keineswegs so stark geäußert wird. Die Haltung dieser Frauen dürfte der Unsicherheit der Wechseljahre und der Konfrontation mit dem Alter entspringen, denn Frauen mit Matura oder Hochschulbildung, aus deren Reihen sich leitende Angestellte oder Beamtinnen doch eher rekrutieren, meinen keineswegs so häufig, daß der Mann der Überlegene sein sollte. Eine Meinung, die auch Männer der gleichen Bildungsschicht äußern.

Es ist heute noch immer so, daß die Frau beim Mann Schutz und Geborgenheit sucht und der Mann der Überlegene sein sollte ...

(in % bezogen auf Basiszahlen in Klammern)
1 = stimmt, 2 = stimmt teilweise, 3 = stimmt nicht, 4 = keine Angabe

	1	2	3	4
Matura/Hochschule				
Männer (117)	49	37	14	-
Frauen (86)	41	25	34	-
leitende Angestellte/Beamte				
Männer (69)	51	38	11	-
Frauen (23)	69	9	22	-

Überlegenheit sowie das Geben von Schutz und Geborgenheit sind, vor allem bei den Frauen, eine rein emotionelle Angelegenheit, die den Mann jedoch keineswegs dazu berechtigt, in der Realität der Überlegene zu sein: So meinen zwar 57% der Frauen, daß der Mann der Überlegene sein soll, aber nur 18% sind dafür, daß der Mann bei Streitfragen in der Ehe das letzte Wort haben soll. Ein solches Ansinnen wird vor allem von Frauen in leitenden Positionen vehement abgelehnt (74% sind strikt dagegen). Ähnlich urteilen übrigens auch die Männer. Auch für sie gibt die Überlegenheit, d. h. das Gewähren von Schutz und Geborgenheit, nicht das Recht, „unbedingt recht zu haben“.

Bei Streitfragen in der Ehe sollte der Mann die letzte Entscheidung haben

(in %, bezogen auf Basiszahlen in Klammern)
1 = stimmt, 2 = stimmt teilweise, 3 = stimmt nicht, 4 = keine Angabe

	1	2	3	4
Männer (912)	33	43	23	+
Frauen (1064)	18	42	38	1

Es ist heute noch immer so, daß die Frau beim Mann Schutz und Geborgenheit sucht und der Mann der Überlegene sein sollte

(in %, bezogen auf Basiszahlen in Klammern)
1 = stimmt, 2 = stimmt teilweise, 3 = stimmt nicht, 4 = keine Angabe

	1	2	3	4
Männer (912)	61	28	10	1
Frauen (1064)	57	29	12	2

Immerhin ein Drittel der Österreicher und etwa ein Fünftel der Österreicherinnen finden, in Streitfragen sollte der Mann die letzte Entscheidung haben, und jeweils vier Zehntel stimmen dieser „Entscheidungsfindung“ wenigstens teilweise zu. Abgelehnt wird ein solches Verhaltensmuster von rund einem Fünftel der Männer und rund einem Drittel der Frauen.

Je höher die Schulbildung und je größer der Wohnort, umso mehr sind die Männer der Meinung, daß sie nicht die letzte Instanz sind. Vor allem Bewohner von

großen Städten und Befragte mit Matura oder Hochschulbildung beanspruchen keineswegs das letzte Wort. Hingegen pochen die Bewohner von Landgemeinden und besonders die Landwirte auf dieses Vorrecht des Mannes. Ähnlich verhält es sich bei den Angaben der Frauen aus derselben Sozialschicht und aus gleichen Orten. Nur wird von ihnen das „letzte Wort“ des Mannes viel vehementer abgelehnt.

Bei Streitfragen in der Ehe sollte der Mann die letzte Entscheidung haben; stimmt nicht ...

(in %, bezogen auf Basiszahlen in Klammern)

	Männer	Frauen
nur Pflichtschule	(332) 19	(609) 30
Pflichtschule mit Lehre, Fach- und Handelsschule	(463) 22	(369) 43
Matura/Hochschule	(117) 41	(86) 76
Orte bis 5.000 Einwohner	(440) 16	(512) 30
Orte mit 5.001 bis 100.000 Einwohner	(179) 23	(210) 39
Orte mit mehr als 100.000 Einwohnern	(90) 40	(100) 48
Wien	(203) 32	(242) 52

Es fällt auf, daß vor allem in den unteren Bildungsschichten und kleinen Gemeinden die Ansichten über dieses Thema weit auseinanderklaffen: So sind eineinhalbmal mehr Frauen mit nur Pflichtschulbildung dieser Meinung als Männer der gleichen Bildungsstufe, und in Landgemeinden sind fast doppelt so viele Frauen wie Männer gegen ein „letztes Wort“ des Mannes in allen Fällen. Diese Divergenz der Ansichten zeigt sich auch im gleichen Verhältnis bei der Beurteilung dieses Problems durch Arbeiter. Im großen und ganzen aber können sich die Männer von dieser Ansicht noch nicht trennen. Auch in jenen Gruppen, wo man sich recht tolerant gibt – bei den Gebildeten oder auch Jüngeren –, ist man doch eher der Meinung, es sei doch etwas dran. Bei den Frauen hingegen findet diese Behauptung kaum Zustimmung, doch gibt es auch unter ihnen einen recht beträchtlichen Anteil, der meint, es stimme teilweise, daß der Mann das letzte Wort haben sollte. Zustimmung findet diese Aussage in größerem Maß nur bei den Landwirtinnen, die ebenso oft zustimmen, wie es die Landwirte tun. Sie sind sogar noch konservativer.

Bei Streitfragen in der Ehe sollte der Mann die letzte Entscheidung haben ...

(in %, bezogen auf Basiszahlen in Klammern)

1 = stimmt, 2 = stimmt teilweise, 3 = stimmt nicht, 4 = keine Angabe

	1	2	3	4
Landwirte (89)	41	44	15	–
Landwirtinnen (90)	43	47	9	1

Wie urteilen nun Eheleute in dieser Frage? Ehemänner mit zwei oder mehreren Kindern im Haushalt beanspruchen ein solches Vorrecht zumindest teilweise für sich, was ihnen auch von ihren Frauen zugesprochen wird. In kleineren Familien – die eher in

der Stadt und in höheren Bildungsschichten zu finden sind – pocht der Mann entweder entschieden auf dieses Recht, oder es ist ihm gleichgültig, wer die letzte Entscheidung trifft. Ihre Frauen hingegen meinen, daß das nur teilweise zutreffen müsse. Ehepaare, die keine Kinder mehr im Haushalt haben, unterscheiden sich in der Einstellung zu diesem Problem kaum von der Allgemeinheit.

Bei Streitfragen in der Ehe sollte der Mann die letzte Entscheidung haben ...

(in %, bezogen auf Basiszahlen in Klammern)

1 = stimmt, 2 = stimmt teilweise, 3 = stimmt nicht, 4 = keine Angabe

	1	2	3	4
verheiratet ohne Kind				
Männer (296)	31	45	24	1
Frauen (287)	22	43	35	–
verheiratet mit einem Kind				
Männer (150)	37	35	28	–
Frauen (151)	15	50	34	1
verheiratet mit zwei oder mehr Kindern				
Männer (261)	33	48	18	1
Frauen (243)	28	39	32	+

Fast noch schlimmer als eine besser verdienende Frau scheint für den Gatten eine besser gebildete Frau zu sein. Eine Meinung, die von den Österreicherinnen viel häufiger vertreten wird als von den Österreichern.

Es hat auf eine Ehe eher ungünstige Auswirkungen, wenn die Frau ...

(in %, bezogen auf Basiszahlen in Klammern)

	Männer (912)	Frauen (1064)
mehr verdient als der Mann	60	61
gebildeter ist als der Mann	65	70

Auch in dieser Frage fällt das Urteil der Österreicher und der Österreicherinnen zum Teil recht unterschiedlich aus. Halten junge Männer eine besser gebildete Frau in der Ehe als durchaus akzeptabel und zweifeln ältere eher an der Harmonie einer solchen Ehe, so ist das bei den Frauen umgekehrt. Hier vertreten vor allem die Jungen die Meinung, daß so eine Ehe nicht gut ausgehen könne.

Wenn eine Frau gebildeter ist als der Mann, wirkt sich das auf die Ehe aus ...

(in %, bezogen auf Basiszahlen in Klammern)

1 = eher günstig, 2 = eher ungünstig, 3 = hat keine Auswirkungen, 4 = keine Angaben

	1	2	3	4
16 bis unter 25 Jahre				
Männer (144)	7	61	28	4
Frauen (133)	4	76	16	4
60 Jahre und älter				
Männer (167)	7	70	17	6
Frauen (230)	3	68	23	6

Wichtige Hinweise, wie sich ein solches Problem in der Realität auswirkt, ergeben sich, wenn man die Angaben nach der Schulbildung der Männer aufschlüsselt: Gleich wie hoch die Bildung ist, es wird von Gering- wie von Hochgebildeten gleich stark negativer Einfluß erwartet; leitende Angestellte oder Beamte reagierten in dieser Frage allerdings besonders negativ.

Ganz anders verhält es sich bei den Frauen. Je höher die Bildung ist, umso mehr befürchten die Frauen den negativen Einfluß einer besseren Bildung der Frau auf die Ehe. Nur Befragte, die in leitenden Positionen tätig sind, sind weniger pessimistisch, als es der Durchschnitt ist.

Auffallend ist, daß Frauen, die in Landeshauptstädten leben, besonders stark (82%) daran zweifeln, daß es einer Ehe guttut, wenn die Frau besser gebildet ist als der Mann.

Wenn die Frau besser gebildet ist als der Mann, dann ist es für die Ehe ungünstig ...

(in %, bezogen auf Basiszahlen in Klammern)

Matura/Hochschule	
Männer (117)	64
Frauen (86)	80
nur Pflichtschule	
Männer (332)	63
Frauen (609)	67
leitende Angestellte/Beamte	
Männer (69)	71
Frauen (23)	65

Sechs Zehntel der Österreicher und der Österreicherinnen meinen, daß es für eine Ehe ungünstig sei, wenn die Frau mehr verdient als der Mann. Diese Meinung wird bei den Männern vermehrt von höher Gebildeten und leitenden Angestellten und Beamten, bei Über-60-Jährigen und Bewohnern von Landeshauptstädten vertreten. Ansonsten sind die Männer eher der Meinung, daß es nichts ausmache. Nur 8% – bei den Frauen 6% – glauben, daß es sogar eher günstig sei, wenn die Frau mehr verdient.

Während die Männer, die besser gebildet oder in leitenden Positionen sind, eher daran zweifeln, daß eine Ehe gutgehen kann, wenn die Frau mehr verdient, meinen die Frauen der gleichen Sozial- und Bildungsschicht eher, daß es egal sei, wer mehr Geld nach Hause bringt. Es ist interessant, daß Männer niedriger Bildungs- und Sozialschichten in dieser Frage viel weniger empfindlich reagieren als ihre besser gebildeten und situierten Geschlechtsgenossen. Sie finden einen solchen Mehrverdienst relativ oft besonders günstig auch im Hinblick auf die Ehe.

Wenn eine Frau mehr verdient als der Mann, so wirkt sich das auf die Ehe aus ...

(in %, bezogen auf Basiszahlen in Klammern)
1 = eher günstig, 2 = eher ungünstig, 3 = keine Auswirkungen, 4 = keine Angabe

	1	2	3	4
nur Pflichtschule				
Männer (332)	11	55	30	4
Frauen (609)	8	61	27	4
Matura/Hochschule				
Männer (117)	3	66	27	4
Frauen (86)	–	59	41	–
leitende Angestellte/Beamte				
Männer (69)	–	83	14	3
Frauen (23)	–	48	48	4
Arbeiter				
Männer (331)	8	59	31	2
Frauen (138)	4	62	30	4

Auch nichtberufstätige Frauen vertreten relativ häufig (65%) die Meinung, daß unter solchen Bedingungen eine Ehe leiden müsse. Berufstätige Frauen, von denen immerhin auch 57% sich dieser Meinung anschließen, meinen, daß es eher keine Auswirkungen hat, wenn die Frau mehr verdient.

In den Rollenbeziehungen zum Partner in der Ehe findet sich Angst vor der Ungewißheit, die mit einer Neuordnung der psychischen Beziehung zwischen Mann und Frau als Ehepartner verbunden wird. Hier will man lieber an der „Überlegenheit“ des Partners festhalten, weil dies gewissermaßen der tradierte „Preis“ ist, der dafür bezahlt wird, daß der Mann die Hauptverantwortung für die Familie trägt.

Hingegen zeigt sich eine Bereitschaft, auch von seiten der Männer, das nach außen deutlich sichtbare Rollenverhalten in Familie und Haushalt in Richtung einer größeren Mithilfe und Gleichverteilung bestimmter Aufgaben zu verändern. Der Trend zur Partnerschaftsehe bedeutet vor allem eine größere Bereitschaft, Entscheidungen im wirtschaftlichen Bereich, in der Kindererziehung, in der Führung des Haushalts und der Erledigung der Haushaltsarbeit gemeinsam vorzunehmen.

2.2.1 Gleichberechtigung in der Ehe

Eine vom IMAS (1974) durchgeführte Untersuchung über die Einstellung der Österreicher zur Gleichberechtigung in der Ehe brachte folgende Ergebnisse:

Sieben von zehn Östreichern sprachen sich auf die Frage, ob Mann und Frau in der Ehe gleiche Rechte haben sollten, für gleiche Rechte aus. Obwohl die Männer nicht dieselbe Aufgeschlossenheit wie die Frauen zeigten, forderte nur noch ein Viertel von ihnen die überkommene Vormachtstellung in der Familie. Diese Einstellung zur Gleichberechtigung ist jedoch mehr bildungs- und schichtspezifisch als generationspezifisch geprägt.

So treten mehr als drei Viertel der Befragten mit höherer Schulbildung für eine partnerschaftliche Ehe ein, während bei den einfachen Bildungsschichten der Mann noch eher als die Autorität in der Familie angesehen wird. Vor allem die bäuerliche Bevölkerung kann sich noch nicht so ganz von der Vorstellung trennen, daß der Mann nicht mehr das „Haupt der Familie“ sein soll.

Noch stärker zeigt sich das neue partnerschaftliche Verhältnis bei den Antworten auf die Frage, wer in erster Linie für die Erziehung der Kinder zuständig sein sollte.

Vier Fünftel der Gesamtbevölkerung halten es für das Beste, wenn die Kinder nicht vorwiegend von einem Elternteil allein, sondern von beiden gemeinsam erzogen werden. Nur ein sehr kleiner Prozentsatz (13%) sieht die Kindererziehung noch als Domäne der Frau an.

Die neue Einstellung zur Gleichberechtigung in der Ehe bezieht sich auch auf das sexuelle Verhalten. Es gibt zwar noch Unterschiede in der Beurteilung der sexuellen Untreue, je nachdem ob sie vom Mann oder der Frau begangen wird, doch sind diese nicht sehr groß – die Zeit der „doppelten Ehemoral“ gehört offenbar der Vergangenheit an. Jedenfalls meint die überwiegende Mehrheit der Österreicher und Österreicherinnen, daß es für eine Ehe ungünstig ist, wenn der Mann oder die Frau untreu ist wobei untreue Frauen von den Männern weniger gern gesehen werden als untreue Geschlechtsgenossen.

Auf die Ehe wirkt sich ungünstig aus, wenn ...
(in %, bezogen auf Basiszahlen in Klammern)

	die Frau untreu ist	der Mann untreu ist
Männer (922)	95	91
Frauen (1064)	93	92

Neben der Treue ist nach Meinung der Mehrheit auch ein harmonisches sexuelles Verhältnis nötig: 78% der Männer und 76% der Frauen halten es für eine Ehe ungünstig, wenn sexuelle Beziehungen für die Frau weniger wichtig sind als für den Mann. 16% bzw. 14% meinen, daß das keine Auswirkungen hat. Eine Meinung, die eher von älteren Österreichern, besser gebildeten Frauen, leitenden Angestellten und Beamten, gleich ob weiblich oder männlich, und von Wienern vertreten wird. (IFES 1974)

Allerdings ist die Einstellung zu Ehe und Familie als überlieferte Form des Zusammenlebens vorwiegend positiv. Neue Formen des Zusammenlebens werden abgelehnt.

Auf die Frage, ob Ehe und Familie in der heutigen Form durch andere Arten des Zusammenlebens ersetzt werden sollten – als Alternativen wurden die Wohngemeinschaft von Gleichaltrigen, die Großfamilie mit mehreren Generationen, so wie man sie früher hatte, ein freies Zusammenleben, die Versorgung von Kinder und Haushalt durch den Mann, während die Frau arbeitet, und schließlich die Teilzeitarbeit für beide Ehegatten genannt, antworteten 94% der befragten Österreicher und Österreicherinnen mit

Nein. Die herkömmliche Familie und Ehe solle nicht durch andere Formen des Zusammenlebens ersetzt werden.

Unter Männern könnten sich nur die Unter-25-Jährigen (17%), die Alleinstehenden (14%) und Bewohner von Landeshauptstädten (11%) mit einer anderen Form des Zusammenlebens mehr anfreunden, wobei sie eher an ein freies Zusammenleben denken. Bei den Frauen sind es die Unter-25-Jährigen (15%), höher Gebildete (Matura/Hochschule 14%), Verheiratete mit einem Kind (10%), Freischaffende, Selbständige (11%), kleine und mittlere Angestellte (10%) und Wienerinnen (14%), die meinen, man solle die derzeitige Form des Zusammenlebens durch andere Formen ersetzen.

Im Gegensatz zu den Männern präferieren sie aber solche Formen, die in Haushalt und bei der Erziehung Erleichterungen bringen würden: Wohngemeinschaften, Großfamilien oder Teilzeitarbeit für beide Gatten. Für eine Ehe, in der der Mann die Kinder und den Haushalt versorgt, während die Frau arbeiten geht, sprach sich jedoch kein einziger Befragter aus. (IFES 1974)

Trotz des Bekenntnisses zur Gleichberechtigung in der Ehe besteht weiterhin eine Abgrenzung der Einfluß- und Aufgabenbereiche zwischen den Ehepartnern.³⁾ Partnerschaft in der Ehe wird also häufiger in Form einer gemeinsamen Partizipation der Ehegatten an wesentlichen familiären Entscheidungen als in der Form einer gemeinsamen Übernahme von Haushaltsarbeiten geübt.

Differenzen in diesen Verhaltensmustern konnten vor allem nach der Schichtzugehörigkeit der Familien festgestellt werden: Einer Erhebung an jungen berufstätigen Frauen ist zu entnehmen, daß Arbeiterinnen wesentlich häufiger als Angestellte anführen, daß familiäre Entscheidungen nicht gemeinsam getroffen werden⁴⁾ und daß sich der Gatte an spezifischen Haushaltsarbeiten nicht regelmäßig beteiligt.⁵⁾ (Vgl. dazu auch das Kapitel „Die persönliche Situation der Frau“.)

Hier stellt sich nun die Frage, inwieweit diese Verhaltensmuster normativen Erwartungen bzw. Wertmustern entsprechen. Eine Beantwortung dieser Frage kann einerseits aufgrund von Daten über Perzeptionen der Frauen hinsichtlich der an sie herangetragenen Verhaltenserwartungen seitens des Gatten und andererseits aufgrund ihrer Zufriedenheit im Haushalt und vor allem in der Ehe erfolgen. Die im folgenden referierten Daten entstammen ausschließlich der erwähnten Untersuchung an jungen berufstätigen Frauen und Müttern aus dem Jahr 1969.

Angestellte nennen an erster und zweiter Stelle häufiger als Arbeiterinnen Verständnis und gute

³⁾ M. Szinovácz, Entscheidungsstruktur und Aufgabenverteilung in jungen Familien. Ergebnisse einer Untersuchung an berufstätigen Frauen und Müttern in Wien, Niederösterreich und dem Burgenland, Unveröffentlichte Dissertation, Wien 1974.

⁴⁾ Ibid.

⁵⁾ M. Szinovácz, Aushilfen und Generationenbeziehungen im Verwandtschaftssystem, in: L. Rosenmayr und A. Amann (Herausgeber), Der alte Mensch in den Strukturen der Gegenwartsgesellschaft, Wien 1974 (mimeographiert), 175-290.

Laune als jene Eigenschaften, auf welche Männer im allgemeinen und ihr Gatte besonderen Wert legen; Arbeiterinnen führen dagegen häufiger als Angestellte an – und das entspricht durchaus den traditionellen Verhaltensmustern in dieser Berufsgruppe und ihrer positiven Einstellung zur Haushaltsarbeit (vgl. das Kapitel „Die persönliche Situation der Frau“) –, daß ihre Ehemänner und auch Männer im allgemeinen auf die Haushaltsführung (Wohnung, Essen) besonderen Wert legen.

Angestellte nennen ferner (an zweiter Stelle) erotisch-sexuelle Aspekte der Ehe etwas häufiger als Arbeiterinnen; auch dieses Ergebnis dürfte durch die eigenen Vorstellungen der Frauen mitbedingt sein: Während nur etwa ein Viertel der Arbeiterinnen anführt, daß erotisch-sexuelle Erfüllung für sie „sehr wichtig“ sei, vertreten 39% der Angestellten diese Meinung.⁶⁾ Bemerkenswert ist hier, daß für die allgemein den Männern zugeschriebenen Werthaltungen Sex wesentlich häufiger an erster Stelle genannt wird als für die dem eigenen Mann zugeordneten Einstellungsmuster: Während etwa ein Drittel aller Frauen meint, daß Männer im allgemeinen auf diesen Aspekt besonderen Wert legen, äußern nur ein Fünftel bis ein Viertel der Frauen die Ansicht, daß dies auch bei ihrem Gatten der Fall sei.⁷⁾

Bereits in diesen Ergebnissen zeigt sich also die Tendenz zu einer normativen bzw. wertmäßigen Befürwortung partnerschaftlicher Aspekte der Ehe mit zunehmender Schichtzugehörigkeit der Frauen.

Daß Schlußfolgerungen über Rollenerwartungen der Frauen aus Zusammenhängen zwischen der Gestaltung innerfamiliärer Beziehungen und ihrer Zufriedenheit mit der Ehe abgeleitet werden können, scheint deshalb zuzutreffen, weil Diskrepanzen zwischen

⁶⁾ M. Szinovác, Entscheidungsstruktur . . . , a. a. O.; vgl. auch M. Haller, Social Stratification and the Life Cycle of Young Families, Paper presented at the XIIIth International Family Research Seminar, Paris, September 24–29, 1973.

⁷⁾ M. Szinovác, Entscheidungsstruktur . . . , a. a. O.

Rollenerwartungen und aktuellem Verhalten zu Unzufriedenheit führen.⁸⁾

Wenn Frauen der unteren Sozialschichten eine partnerschaftliche Gestaltung der Ehebeziehung seltener erwarten als Frauen der oberen Sozialschichten, dann ist anzunehmen, daß eine segregierte Rollenverteilung in der Familie vor allem bei den Angehörigen der oberen Berufsgruppen Unzufriedenheit in der Ehe zur Folge hat.

Diese These kann angesichts der Ergebnisse zur Beziehung zwischen der Ehezufriedenheit der Frauen und der Entscheidungsstruktur in den Familien der Arbeiterinnen und Angestellten als bestätigt angesehen werden; zwar werden auch in der Gruppe der mit der Ehe „sehr glücklichen“ Arbeiterinnen partnerschaftliche Entscheidungsmuster etwas häufiger angeführt als von den mit der Ehe weniger zufriedenen Frauen, doch sind diese Zusammenhänge für die Gruppe der Angestellten deutlicher ausgeprägt und auch für alle Entscheidungsbereiche konsistent feststellbar.

Hinsichtlich der Beteiligung des Gatten an den Haushaltsarbeiten zeigt sich allerdings ein etwas anderes Bild: Arbeiterinnen wie Angestellte, deren Gatten im Haushalt helfen, bezeichnen ihre Ehe häufiger als glücklich oder sehr glücklich als jene Frauen, die Haushaltshilfen entweder durch Verwandte erhalten oder über keine Hilfen bei den Hausarbeiten verfügen.

Offensichtlich akzeptieren Arbeiterinnen also in stärkerem Maß als Angestellte die getrennte Übernahme von Entscheidungen durch einen der beiden Gatten, erwarten jedoch – jedenfalls in diesem Sample berufstätiger Frauen – eine Beteiligung des Gatten an den Haushaltsarbeiten. Hier dürfte die aktuelle Belastungssituation berufstätiger Frauen eine wesentliche Rolle spielen.

Dies gilt allerdings nur für die Bewertung der Ehe, nicht für die Zufriedenheit mit der Haushaltsarbeit.

⁸⁾ M. Szinovác, Entscheidungsstruktur . . . , a. a. O.

Angaben der Frauen, worauf Männer im allgemeinen bzw. ihr Gatte besonderen Wert legen (1. und 2. Grund), nach Berufsgruppen (in %)

	Sex	Werthaltungen der Männer im allgemeinen:					gute Laune	(N)
		Verständnis	Aussehen	Wohnung	Essen			
Arbeiterinnen								
1. Stelle	33	21	12	10	14	10	(625)	
2. Stelle	17	11	17	17	22	16	(539)	
Angestellte								
1. Stelle	33	33	14	3	5	13	(316)	
2. Stelle	30	16	16	7	17	14	(308)	
Werthaltungen des Gatten:								
Arbeiterinnen								
1. Stelle	26	22	10	15	16	11	(612)	
2. Stelle	19	12	12	18	21	18	(546)	
Angestellte								
1. Stelle	21	35	10	5	6	23	(317)	
2. Stelle	34	17	13	8	13	15	(308)	

Quelle: M. Szinovác, Entscheidungsstruktur . . . , a. a. O.

Zusammenhänge zwischen Ehezufriedenheit und Entscheidungsstruktur in der Familie, nach Berufsgruppen (in %)

Prozentuelle Anteile von Frauen, die für folgende Entscheidungen eine partnerschaftliche Beteiligung der Ehepartner angeben:

	Arbeiterinnen Ehe ist: glücklich			Angestellte Ehe ist: glücklich		
	sehr glücklich (206)	glücklich (354)	nicht glücklich (135)	sehr glücklich (66)	glücklich (173)	nicht glücklich (96)
Einteilen des Einkommens	43	50	48	33	59	60
Veränderung der Wohnungseinrichtung	71	79	77	87	89	92
Einladungen	75	85	84	90	92	97
Besuche	73	83	83	90	91	98
Urlaubsort	82	89	86	91	93	97
große Anschaffungen	70	75	74	76	76	92
Zeitungswahl	40	47	44	39	56	58
Kauf des Autos	51	60	62	48	57	59

Quelle: M. Szinovác, Entscheidungsstruktur ..., a. a. O.

Während Arbeiterinnen die Haushaltsarbeit unabhängig vom Ausmaß der erhaltenen Hilfeleistungen und von der Stellung der mithelfenden Personen fast ausschließlich befriedigend empfinden (dies kann einerseits auf ihre traditionelleren Einstellungen hinsichtlich der familiären Rolle der Frau, die ja auch in ihren Perzeptionen bezüglich der Werthaltungen des Gatten zum Ausdruck kommt, andererseits auf die allgemeine Bewertung der Haushaltsarbeit im Vergleich zur Berufsarbeit zurückgeführt werden), gewinnen Angestellte ihrer Haushaltstätigkeit offenbar mehr Befriedigung ab, wenn sie diese gemeinsam mit dem Gatten erledigen.

Zusammenfassend kann aus diesen Ergebnissen abgeleitet werden, daß traditionelle Verhaltenserwartungen und Wertmuster hinsichtlich der Rollenverteilung in der Familie in den unteren Schichten noch weiter verbreitet sind als bei Angehörigen mittlerer und oberer Schichtgruppen; eine Nicht-Aktualisierung dieser Verhaltenserwartungen in der Gestaltung der familiären Entscheidungsstruktur führt dementsprechend vor allem in den höheren Schichtgruppen zu Unzufriedenheit mit der Ehe. Die Beteiligung des Gatten an den Haushaltsarbeiten wird demgegenüber von berufstätigen Frauen aller Schichtgruppen erwartet; hilft der Gatte nicht im Haushalt, so wird die Ehe und im Fall der Angestellten auch die Haushaltsarbeit eher negativ bewertet.

Diese Ergebnisse werden auch durch die Daten einer IFES-Umfrage (1974) bestätigt, die die Beteiligung der Ehegatten an verschiedenen familiären Funktionen untersuchten.

2.2.2 Mithilfe im Haushalt

In der Frage der Mitarbeit des Mannes im Haushalt besteht zwischen Österreicherinnen und Österreichern eine bemerkenswerte Einigkeit: 27% bzw. 26% meinen, jeder solle, wenn die Frau berufstätig ist, bestimmte Arbeiten machen, jeweils 63% halten es für das beste, wenn jeder überall mitarbeitet, und nur 8% bzw. 10% sind gegen eine Mithilfe durch den Mann. Diese Einstellung ist besonders unter jungen Männern (16 bis unter 25 Jahre 20%), wenig Gebildeten, Alleinstehenden, Landwirten und Bewohnern von Landgemeinden zu vermerken.

Bei den Frauen sind hingegen die Über-60-Jährigen, Landwirtinnen und Pensionistinnen gegen eine Mithilfe des Mannes. Die Ablehnung durch die Landwirtinnen erfolgt wohl aus einem bestimmten Bild von der Rolle des Mannes, alte Frauen hingegen dürften sich dagegen wehren, daß ihnen Befugnisse genommen werden. Immerhin geht ja der Mann seiner Tätigkeit und damit eines gewissen Lebenssinnes verlustig, während die Frau auch im hohen Alter durch ihre Tätigkeit als Hausfrau ihre Nützlichkeit jeden Tag

Zusammenhänge zwischen Ehe- bzw. Haushaltszufriedenheit und Haushaltshilfen, nach Berufsgruppen (in %)

Prozentuelle Anteile von Frauen,	Arbeiterinnen Haushaltshilfe durch:			Angestellte Haushaltshilfe durch:		
	Mutter, Schwieger- mutter (243)	Gatten (238)	keine Hilfe (228)	Mutter, Schwieger- mutter (94)	Gatten (145)	keine Hilfe (70)
die ihre Ehe als glücklich oder sehr glücklich bezeichnen	67	80	65	74	86	75
die ihre Haushaltsarbeiten als befriedigend oder sehr befriedigend bezeichnen	87	90	87	51	70	62

Quelle: M. Szinovác, Entscheidungsstruktur ..., a. a. O.

unter Beweis stellt. Die Ablehnung der Mithilfe bei der Hausarbeit durch die Jüngsten dürfte einerseits dem mangelnden Problembewußtsein – es sind ja noch wenige verheiratet – und andererseits dem schlechten Image, das Hausarbeit als „weibliche Tätigkeit“ in dieser Gruppe hat, zu verdanken sein. Gleichaltrige Frauen hingegen können sich durchaus vorstellen, daß die Männer bei der Hausarbeit zupacken.

Wenn eine Frau berufstätig ist, sollte die Hausarbeit gemacht werden ...

(in %, bezogen auf Basiszahlen in Klammern)

1 = jeder macht bestimmte Arbeiten, 2 = jeder hilft überall mit, 3 = Hausarbeit sollte von der Frau allein gemacht werden, 4 = keine Angabe

	1	2	3	4
16 bis unter 25 Jahre				
Männer (144)	24	56	20	–
Frauen (133)	23	71	6	–
60 Jahre und älter				
Männer (167)	20	71	7	2
Frauen (230)	28	57	13	2

Betrachtet man die Angaben über die Art der Mithilfe, so zeigt sich, daß höher Gebildete und Befragte in höheren Positionen sowie die Bewohner Wiens und auch die berufstätigen Frauen eher für Arbeitsteilung sind. Österreicher aus Schichten, wo stärkere Ablehnung gegen die Mithilfe des Mannes geäußert wurde, hingegen meinen, jeder soll überall mithelfen. Hier spielen mehrere Dimensionen eine Rolle: Für Männer, die überall mithelfen, ist es leichter, nur bestimmte, ihnen angenehme Arbeiten zu übernehmen bzw. sich zu drücken. Frauen hingegen können dem Mann persönlich als unangenehm oder schwer eingeschätzte Arbeiten zuteilen und die Macht über den Haushalt weiterhin behalten. Auch gilt Hausarbeit als „weiblich“ und daher nicht für Männer passend.

Wenn die Frau berufstätig ist, sollte die Hausarbeit gemacht werden ...

(in %, bezogen auf Basiszahlen in Klammern)

1 = jeder macht bestimmte Arbeiten, 2 = jeder hilft überall mit, 3 = Hausarbeit sollte von der Frau allein gemacht werden, 4 = keine Angabe

	1	2	3	4
nur Pflichtschule				
Männer (332)	19	67	12	2
Frauen (609)	23	65	10	2
Matura/Hochschule				
Männer (117)	44	50	6	–
Frauen (86)	41	56	2	1
leitende Angestellte/Beamte				
Männer (69)	48	49	3	–
Frauen (23)	52	43	4	–
Arbeiter				
Männer (331)	24	63	13	–
Frauen (138)	27	56	15	2

	1	2	3	4
Orte bis 5.000 Einwohner				
Männer (440)	23	62	14	1
Frauen (512)	25	62	12	1
Wien				
Männer (203)	36	58	6	–
Frauen (242)	39	54	6	1

2.2.3 Kindererziehung – Monopol der Frau

Nach Meinung der überwiegenden Mehrheit der Männer (64%) und von etwas mehr als der Hälfte der Frauen (53%) ist Erziehung Frauensache. 32% bzw. 42% meinen, daß beide Elternteile fähig sind, ihre Kinder zu erziehen, und eine Minderheit (Männer 3%, Frauen 4%) sprechen den Männern sogar größere Fähigkeiten zu. Diese Meinung wird wiederum von jenen Sozialschichten ausgesprochen, die Erziehungsfragen gegenüber etwas aufgeschlossener sind und von der Berufstätigkeit der Mutter eher weniger Nachteile für die Kinder erwarten.

Dieser Zweifel an den Fähigkeiten, Kinder zu erziehen, zeigt sich bei den Männern in allen Sozial-, Alters- und Regionalgruppen, gleich ob die Befragten Väter sind oder nicht. Welche Auswirkungen eine solche Einstellung auf die Entwicklung des Kindes hat, was die pädagogische Abstinenz des Vaters bedeutet, zeigt sich u.a. in einer mangelhaften Identifikation des Kindes mit dem Vater.

Dem „Minderwertigkeitsgefühl“ des Mannes in dieser Frage steht die Meinung der Frauen gegenüber, daß sowohl Vater wie auch Mutter ihre Kinder gleich gut erziehen können – eine Meinung, die vor allem in höheren Bildungs- und Sozialschichten und in Städten vertreten wird, wo in dieser Frage relativ große Übereinstimmung zwischen Männern und Frauen besteht.

Wie schon bei den anderen Fragen zeigt sich, daß es in höheren Sozialschichten und in großen Städten zu einer Neubestimmung der Rollen der Gatten kommt. Hier gilt der Mann nicht mehr als das Oberhaupt der Familie, nach dem sich alles richten muß und unter dessen Würde es ist, im Haushalt und bei der Erziehung mitzuhelfen. Diese Entwicklung scheint sich vor allem im städtischen Bereich und in der Mittelschicht zu vollziehen. So glauben etwa doppelt soviel Wiener wie Bewohner von Landgemeinden und doppelt soviel Angestellte und Beamte wie Landwirte, daß Männer Kinder genauso gut erziehen können wie Frauen. Während aber bei den Österreichern ein etwa gleich großer Prozentsatz in allen Altersgruppen an die erzieherischen Fähigkeiten der Männer glaubt, gibt es bei den älteren Österreicherinnen einen größeren Prozentsatz, der eher daran zweifelt.

Sowohl Befragte mit Kindern als auch Befragte, die keine Kinder im Haushalt haben, sind in dieser Frage ziemlich einer Meinung – Mütter konstatieren jedoch häufiger, daß auch die Väter zur Erziehung ihrer Kinder geeignet sind.

Es halten Männer, wenn sie dazu erzogen wurden, für die Erziehung von Kindern geeignet ...

(in %, bezogen auf Basiszahlen in Klammern)
 1 = genauso gut wie Frauen, 2 = vielleicht sogar noch besser, 3 = doch nicht so gut wie die Frauen, 4 = keine Angabe

	1	2	3	4
verheiratet ohne Kinder				
Männer (296)	31	2	66	-
Frauen (287)	40	3	55	2
verheiratet mit einem Kind				
Männer (150)	32	4	61	3
Frauen (151)	48	3	48	1
verheiratet mit zwei oder mehr Kindern				
Männer (261)	31	2	67	-
Frauen (243)	46	2	51	-

2.3 Rollenbild und Bildungsaspirationen

Rollenerwartungen hinsichtlich des primären Aufgabenbereichs der Frau und die ihr übertragenen Verpflichtungen in der Familie wirken als wesentliche Determinante der von Mädchen geäußerten und für sie gewünschten beruflichen und schulischen Bildungsaspirationen. Zwar führt die Antizipation der Berufstätigkeit bis zur Ehe dazu, daß der Abschluß einer beruflichen Ausbildung oder einer weiterführenden Schule weitgehend angestrebt wird, doch sind die Bildungsaspirationen der Mädchen bzw. die Bildungswünsche der Mütter für ihre Kinder, je nachdem ob es sich um einen Buben oder ein Mädchen handelt, nach wie vor verschieden.

In einer Wiener Erhebung an Müttern und ihren Töchtern vertrat zwar die Mehrzahl der Befragten die Ansicht, daß Söhne und Töchter im Prinzip die gleiche Ausbildung erhalten sollten, doch wird dieser Anspruch unter etwas ungünstigeren familiären

Bedingungen sofort wieder rückgängig gemacht: In Familien mit höherer Kinderzahl und mit erstgeborenen Söhnen akzeptieren die Mädchen offenbar eine bildungsmäßige Benachteiligung gegenüber dem Bruder. Die Autoren führen dieses Ergebnis darauf zurück, „daß immer noch Normen existieren, die einem Knaben (hinsichtlich der Ausbildung) eine Vorrangstellung einräumen“.¹⁰⁾

Kreutz und Fürnschuß stellten auf Grund ihrer Ergebnisse fest, daß mit steigender Qualifikation der Ausbildung auch geschlechtsspezifische Rollenzuteilung umso rigider erfolge. So gibt es bei der Berufsausbildung keine, bei der höheren Schule mäßige und bei der Hochschule die größten Unterschiede nach den Geschlechtern.¹¹⁾

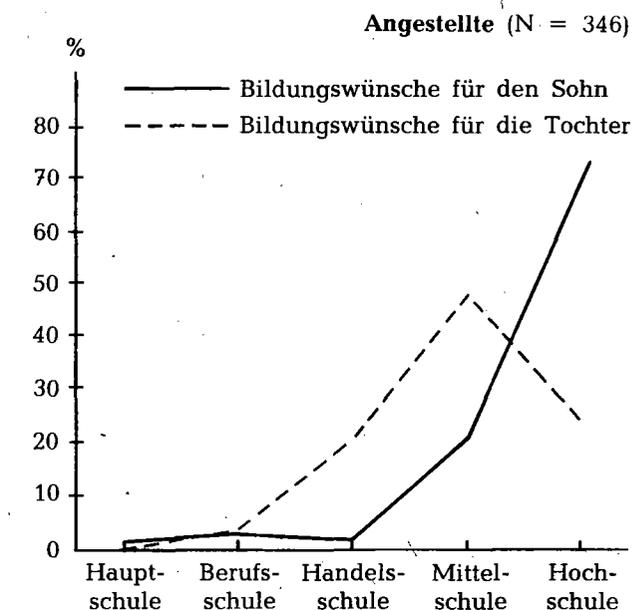
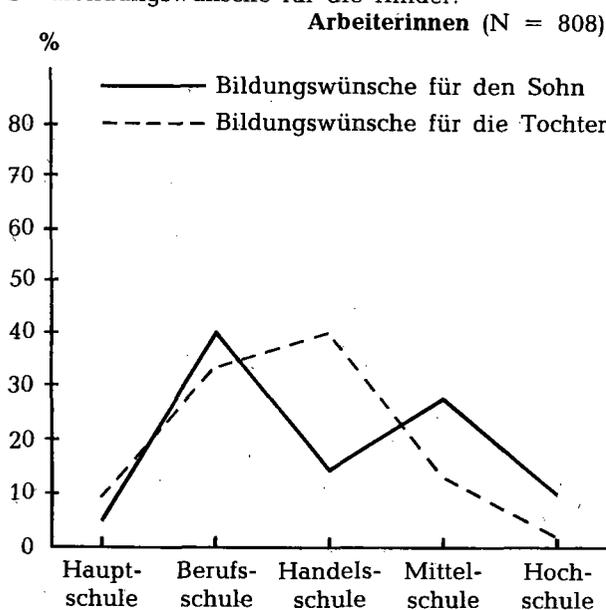
Ähnliche Beziehungen sind den Ergebnissen einer Untersuchung an jungen berufstätigen Frauen und Müttern zu entnehmen, die nach der für Sohn und Tochter gewünschten Ausbildung gefragt wurden:

Auch hier zeigt sich eine bildungsmäßige Diskriminierung der Mädchen vor allem in den höheren Bildungstypen: Arbeiterinnen wünschen für die Tochter wesentlich seltener eine Mittel- oder Hochschulbildung als für den Sohn, Angestellte wesentlich seltener eine Hochschulbildung. Es ist hervorzuheben, daß diese bildungsmäßige Benachteiligung der Mädchen in den Wünschen von Frauen zum Ausdruck kommt, die selbst in Form einer eigenen Berufstätigkeit als verheiratete Frau und teils auch Mutter von traditionellen Normen abweichen und die, nach ihren eigenen retrospektiven Bildungswünschen befragt, überaus häufig den Wunsch nach einer höheren als der tatsächlich erhaltenen Schulbildung zum Ausdruck bringen, d. h. mit der erhaltenen bzw. erreichten Ausbildung offenbar nicht zufrieden sind.

¹⁰⁾ D. Gaudart und W. Schulz, Mädchenbildung - wozu?, Wien 1971, 41.

¹¹⁾ H. Kreutz und G. Fürnschuß, Chancen ..., a. a. O., 160.

Schulbildungswünsche für die Kinder:



Quelle: L. Rosenmayr, M. Haller und M. Szinovác, Barrieren im beruflichen Aufstieg. Studien über die junge Arbeitnehmerin im Spannungsfeld von Beruf, Haushalt und Familie, Schriftenreihe zur sozialen und beruflichen Stellung der Frau 2/1973, 38.

Allerdings sind diese Diskrepanzen zwischen den eigenen retrospektiven Schulbildungswünschen der Frauen und den für die Tochter geäußerten Bildungsaspirationen je nach der sozialen Zugehörigkeit der Frauen unterschiedlich motiviert. Während bei Angestelltenfamilien „eine relativ fundierte Allgemeinbildung der Tochter eher als notwendige Voraussetzung für eine ‚standesgemäße‘ Heirat befürwortet zu werden (scheint), nicht aber als Basis für eine kontinuierliche berufliche Karriere“, dürfte in den Familien der Arbeiterinnen „der Wunsch nach einer höheren Ausbildung sowohl für die eigene Person als auch für die Kinder weniger dem der Bildung zugeschriebenen Eigenwert entspringen, sondern vielmehr als Mittel für einen sozialen Aufstieg befürwortet werden. Kann dieser soziale Aufstieg nicht in der eigenen Generation vollzogen werden, soll er durch die Kinder erfolgen. Sicher streben die meisten dieser Arbeiterinnen eine im Vergleich zu ihrer eigenen Ausbildung bessere Schulung der Tochter an, doch vorrangig ist hier der soziale Aufstieg der Familie in der männlichen Linie und als Voraussetzung hierfür eine möglichst gute Ausbildung des Sohnes. Die ohnehin ungleichen Bildungschancen für das Mädchen werden durch die Vorrangigkeit der Bildung des Sohnes bei beschränkten finanziellen Mitteln für die Ausbildung der Kinder dadurch noch weiter vermindert und werden so bereits an einem relativ niedrigen Ausgangspunkt wirksam.“¹²⁾

Die bildungsmäßige Benachteiligung der Mädchen steht mit den Annahmen hinsichtlich der Funktionalität und späteren Verwertung der erhaltenen Ausbildung im Beruf in engem Zusammenhang. Noch klarer kommt dies in Ergebnissen über Zusammenhänge zwischen Bildungsaspirationen, Lernmotivation oder Weiterbildungswünschen und antizipiertem beruflichem Erfolg bzw. beruflichen Aufstiegswünschen zum Ausdruck. In einer Erhebung an 14- bis 19jährigen Mädchen konnten deutliche positive Beziehungen zwischen der Beurteilung des Werts der Schulbildung durch die Mädchen und ihrem antizipierten Berufserfolg, gemessen am erwarteten Einkommen, festgestellt werden. Wenn man glaubt, die Schule vermittele praktisch Brauchbares, ist man auch der Überzeugung, man habe im späteren Leben Erfolg (s. *Kreutz und Fürnschuß*).¹³⁾

In der Wiener Untersuchung an Müttern und ihren Töchtern konnten Zusammenhänge zwischen der Schulmündigkeit der Mädchen und ihrer Rollenorientierung festgestellt werden: Mädchen, die meinen, daß Frauen, die eine Familie zu versorgen haben, auch ohne finanzielle Gründe einer außerhäuslichen Berufstätigkeit nachgehen sollen oder die der Ansicht sind, daß Frauen im Alter von mehr als 40 Jahren auch ohne finanzielle Gründe einer Erwerbstätigkeit nachgehen sollen, zeigen mehr Interesse für eine Weiterführung der Schulbildung nach dem 15. Lebensjahr als jene Mädchen, die solche Einstellungen nicht zum Ausdruck bringen. „Obwohl sich aus diesen Daten kein Kausalzusammenhang interpretieren läßt, kann

angenommen werden, daß jene Mädchen, die bereits während der Schulzeit auf eine Hausfrau- und Mutterrolle hin orientiert sind, für eine weitere Ausbildung wenig Motivation aufbringen. Betrachtet man es als Aufgabe der Schule, auch das Bildungsstreben schlechthin zu fördern, dürfte eine Konzentration auf diese nur ‚weibliche Rolle‘ nicht verstärkt werden.“¹⁴⁾

In der Untersuchung an jungen berufstätigen Frauen zeigten sich sowohl positive Beziehungen zwischen den retrospektiven Bildungswünschen der Frauen und ihren beruflichen Aufstiegswünschen als auch zwischen ihren aktuellen Weiterbildungswünschen (in Form eines Kursbesuches) und dem Wunsch nach beruflicher Mobilität. Diese Ergebnisse scheinen vor allem deshalb relevant, weil die in der Jugend versäumte oder nicht ermöglichte Ausbildung später nur mehr sehr schwer nachgeholt werden kann, selbst wenn diesbezügliche Aspirationen bestehen. Die Zuweisung der Hauptaufgaben im familiären Bereich auch an erwerbstätige Frauen wirkt somit zurück auf die Weiterbildungsmöglichkeiten der Frauen – und damit verbunden natürlich auch auf ihre beruflichen Aufstiegchancen:

„Angesichts der vielfältigen Verpflichtungen dieser berufstätigen Frauen mag es kaum überraschen, wenn sie trotz der durchwegs positiven Einstellung zu einer Weiterbildung kaum willens sind, einem Kursbesuch unter größeren Schwierigkeiten zuzustimmen. Hier wirken die im Spannungsfeld von Beruf, Familie und Haushalt erlebten Mehrfachbelastungen zugleich als Barriere für Weiterbildungsbestrebungen, die unter anderen Voraussetzungen wahrscheinlich eher realisiert würden.“¹⁵⁾

Da wohl auch nicht außerhäuslich berufstätige Frauen mit familiären Verpflichtungen, vor allem beim Vorhandensein kleiner Kinder in der Familie, weitgehend beansprucht sein dürften und eine wesentlich spätere Wiederaufnahme der Ausbildung mit besonderen Schwierigkeiten verbunden sein dürfte, erweist sich die bildungsmäßige Benachteiligung der Mädchen als irreversibler Prozeß. Umso wichtiger scheint daher die Förderung der Bildungsinteressen der Mädchen und die Befürwortung einer über die Pflichtschule hinausgehenden Bildung durch die Eltern.

Auch wenn berufstätige Frauen, wie oben ausgeführt wurde, an traditionellen Leitbildern hinsichtlich der Bedeutung der Ausbildung der Mädchen festhalten, scheinen sie dies doch in geringerem Maß zu tun als nicht erwerbstätige Frauen bzw. Mütter. So konnten etwa *Kreutz und Fürnschuß* aufgrund ihrer Erhebung an 14- bis 19jährigen Mädchen feststellen, „daß die Richtung der außerschulischen Interessen von der Berufstätigkeit der Mutter beeinflusst wird: alle jene Mädchen, die in einer Lehre stehen oder eine solche bereits abgeschlossen haben, scheinen den zusätzli-

¹⁴⁾ D. Gaudart und W. Schulz, *Mädchenbildung ...*, a. a. O., 38.

¹⁵⁾ L. Rosenmayr, M. Haller und M. Szinovácz, a. a. O., 36. Vgl. hierzu auch M. Szinovácz, *Educational and Occupational Aspirations in Women: A Retrospective and Prospective Study*, in: F. J. Mönks, W. W. Hartup und Jan de Wit (Herausgeber), *Determinants of Behavioral Development*, New York-London 1972, 645-651.

¹²⁾ L. Rosenmayr, M. Haller und M. Szinovácz, *Barrieren ...*, a. a. O., 38 f.

¹³⁾ H. Kreutz und G. Fürnschuß, *Chancen ...*, a. a. O., 124.

chen Bedarf an Berufskursen eher wahrzunehmen, wenn die Mutter als Arbeiterin oder Angestellte tätig ist. Dies mag dadurch erklärt werden, daß solche Mütter den instrumentalten Wert derartiger Kurse deutlicher erkennen".

Da höhere Sozialschichten bekanntlich ein „höheres“ Anspruchsniveau bezüglich der schulischen und beruflichen Ausbildung der Heranwachsenden haben, muß ein Zusammenhang zwischen Rollenerwartungen und dem Planungsverhalten der Eltern innerhalb dieser Schichten auftreten. Die nächste Tabelle zeigt den Zusammenhang zwischen dem Stereotyp, daß für ein Mädchen die „gute Partie“ doch die Hauptsache ist, und der Planung der Ausbildung für die Tochter auf.

Rollenvorstellung und Planungsverhalten der Eltern (in %)

Statement: Für Mädchen gute Partie doch die Hauptsache (Kurzfassung)

1 = keine weitere Schule, keine Lehre, 2 = Lehre, 3 = Fachschule, 4 = AHS

Berufsschicht und Reaktion auf Vorgabe	Für die Tochter vorgesehene Ausbildung (nach der Pflichtschule)			
	1	2	3	4
Landwirte und Hilfsarbeiter:				
stimmt (N = 45)	20	48	29	2
stimmt nicht (N = 40)	25	33	33	10
Angelernte und Facharbeiter:				
stimmt (N = 59)	5	48	39	9
stimmt nicht (N = 73)	4	34	47	15
Angestellte: (Gruppen V und VI)				
stimmt (N = 19)	-	32	53	16
stimmt nicht (N = 38)	3	16	29	53

Die Tendenz ist bei allen Berufsschichten gleich: Befragte, die für die Tochter eine weitergehende Ausbildung vorsehen, lehnen das genannte Stereotyp in stärkerem Maß ab als solche Befragte, die nur sofortigen Eintritt in einen Beruf, eine Lehre oder nur eine kurzzeitige Schulbildung planen. Die Unterschiede werden aber erst deutlich, wenn man die „Höhe“ der Ausbildung und die einzelnen Sozialschichten in Beziehung setzt: Bei den Gruppen „Landwirte und Hilfsarbeiter“ sowie „Angelernte und Facharbeiter“ zeigen sich die Differenzen schon bei „Besuch einer Fachschule“, bei den „Angestellten“ erst, wenn es um den Besuch der AHS geht.

Fragt man nach dem für die Tochter gewünschten Beruf, ergeben sich die folgenden Zahlenverhältnisse:

Rollenvorstellungen und Planungsverhalten der Eltern (in %)

Statement: Für Mädchen gute Partie doch die Hauptsache (Kurzfassung)

1 = angelernter Beruf, 2 = Facharbeiter, 3 = nicht-manuelle Berufe für Facharbeiter, 4 = MS + OS ¹⁾

Berufsschicht und Reaktion auf Vorgabe	Für die Tochter erwünschter Beruf			
	1	2	3	4
Landwirte und Hilfsarbeiter				
stimmt (N = 41)	27	54	12	7
stimmt nicht (N = 38)	18	40	40	3
Angelernte und Facharbeiter: (N = 65)				
stimmt (N = 58)	7	52	33	9
stimmt nicht (N = 37)	3	32	48	17
Angestellte (Gruppen V und VI)				
stimmt (N = 17)	18	6	59	18
stimmt nicht (N = 37)	-	19	30	51

¹⁾ Mittelschicht- und Oberschichtberufe (vgl. Aufgliederung nach Sozialschichten: Gruppen VI)

Angelernte Berufe oder auch Berufe auf dem Niveau des „Facharbeiters“, also solche mit niedrigem Status, werden stärker von denjenigen Befragten für ihre Tochter gewünscht, die traditionellen Rollenvorstellungen zustimmen. Umgekehrt wünschen sich Befragte, die diese Vorstellungen ablehnen, für ihre Tochter einen „höheren“ Beruf, d. h. hier, zumindest auf dem Niveau des „Angestellten“. Wieder werden die Unterschiede bei den einzelnen Sozialschichten erst in Beziehung zur „Höhe“ des gewünschten Berufes deutlich.

Wie die folgende Tabelle zeigt, bleibt die aufgezeigte Tendenz auch dann bestehen, wenn man den „Berufswunsch“ der befragten Mädchen selbst nach der Reaktion ihrer Eltern aufgliedert.

Rollenvorstellungen der Eltern und Planungsverhalten der Kinder (in %)

Statement: Für Mädchen ist die gute Partie doch die Hauptsache (Kurzfassung)

1 = angelernter Beruf, 2 = Facharbeiter, 3 = nicht-manuelle Berufe über Facharbeiter, 4 = MS + OS

Berufsschicht und Reaktion der Eltern auf Vorgabe	Berufswunsch des Mädchens			
	1	2	3	4
Landwirte und Hilfsarbeiter				
stimmt (N = 41)	22	54	20	5
stimmt nicht (N = 39)	23	33	36	8
Angelernte und Facharbeiter				
stimmt (N = 57)	11	49	39	2
stimmt nicht (N = 71)	4	34	47	16
Angestellte (Gruppen V und VI)				
stimmt (N = 19)	16	21	47	16
stimmt nicht (N = 34)	-	24	32	44

11% der Mädchen mit „restriktiven“ Eltern in der Berufsgruppe II wünschen sich z. B. einen angelernten Beruf, nur 4% der Mädchen mit Eltern, die das Stereotyp ablehnen. Bei dem Berufswunsch „Facharbeiter“ lautet das Verhältnis (in der gleichen Berufsgruppe) 49% : 34%. Umgekehrt ist hier die Tendenz bei den Berufen, die über dem Facharbeiter-niveau liegen: „Nichtmanuelle Berufe“ wünschen sich stärker diejenigen Mädchen, deren Eltern das Stereotyp ablehnen (47% : 39%). Bei sogenannten „Mittel- und Oberschichtberufen“ ist der Unterschied zwischen den beiden Gruppen noch deutlicher (16% : 2%).

Die Rollenvorstellungen der Eltern wurden auch mit der erwarteten Dauer der Berufstätigkeit der eigenen Tochter in Beziehung gesetzt:

Der Vorgabe „Eigentlich ist es ganz unwichtig, welchen Beruf unsere Tochter bekommt, wenn sie nur einen guten Mann findet“ stimmen diejenigen Befragten stärker zu, die sich für ihre Tochter nur eine Berufstätigkeit bis zur Verheiratung, höchstens bis zum ersten Kind wünschen. Die Tendenz ist wiederum in allen drei Berufsgruppen zu beobachten: So meinen 21% der Befragten in Gruppe I (Landwirte und Hilfsarbeiter), die dem Statement zustimmen, daß ihre Tochter immer berufstätig bleiben soll. Von den „ablehnenden“ Befragten sind es aber 38%. In Gruppe 2 (Angelernte und Facharbeiter) ist das Verhältnis gar 4% : 29%, in Gruppe 3 (Angestellte) 15% : 17%. Je geringer der Wert einer Berufstätigkeit für Frauen eingestuft wird, umso rascher will man diese Berufstätigkeit (logischerweise) aufgeben. Die Verheiratung ist eine gute Gelegenheit dazu. In den Augen dieser Eltern dient die eigene Berufstätigkeit bei Frauen weniger dem eigenen Statuserwerb, der Selbstentfaltung, sondern eher der Suche nach einem Partner, an dessen Status die Frau dann partizipieren kann.

Ist nur eine kurze Dauer der Berufstätigkeit für das Mädchen vorgesehen, so ist auch, wie die folgende Tabelle zeigt, das schulische Anspruchsniveau der Eltern niedrig. Es wird dann eine Ausbildung geplant, deren zeitlicher und finanzieller Aufwand die erwartete Dauer der Berufstätigkeit berücksichtigt:

Vorgesehene Dauer der Berufstätigkeit und Planungsverhalten der Eltern I (in %)

1 = keine weitere Schule, keine Lehre, 2 = Lehre, 3 = Fachschule, 4 = AHS

Berufsschicht und vorgesehene Dauer	Für die Tochter vorgesehene Ausbildung (nach der Pflichtschule)			
	1	2	3	4
Landwirte und Hilfsarbeiter:				
Heirat (N = 16)	23	54	23	-
Kind (N = 30)	23	40	30	7
immer (N = 21)	19	33	33	14

	1	2	3	4
Angelernte und Facharbeiter:				
Heirat (N = 40)	5	48	45	3
Kind (N = 59)	3	36	51	10
immer (N = 21)	10	34	29	38

Angestellte: (Gruppen V und VI)				
Heirat (N = 15)	-	27	47	27
Kind (N = 29)	-	14	31	55
immer (N = 7)	14	14	29	43

Die Tendenzen werden zwar durch das niedrige N in einigen Untergruppen (z. B. Gruppe „Angestellte“ – „immer“ N = 7) nicht so klar ersichtlich, doch läßt sich der oben ausgeführte Zusammenhang nachweisen; Befragte, die für ihr Kind nur eine kurze Dauer der Berufstätigkeit vorsehen, ziehen eine kürzere und weniger „aufwendige“ Ausbildung vor. Wenn aber eine längere oder gar eine dauernde Berufstätigkeit der Tochter eingeplant wird, lohnt sich auch eine weitergehende Ausbildung (Fachschule oder Mittelschule). Man ist versucht, von Kosten-Nutzen-Überlegungen der Eltern zu sprechen.

Setzt man schließlich noch die für die Tochter vorgesehene Dauer der Berufstätigkeit mit dem für die Tochter angestrebten Beruf in Beziehung, wird die obige Tendenz bestätigt: Das berufliche „Anspruchsniveau“ hängt von der Lebens- und Laufbahnplanung für das Mädchen ab:

Vorgesehene Dauer der Berufstätigkeit und Planungsverhalten der Eltern II (in %)

1 = angelernter Beruf, 2 = Facharbeiter, 3 = nicht manuelle Berufe über Facharbeiter, 4 = MS + OS-Berufe

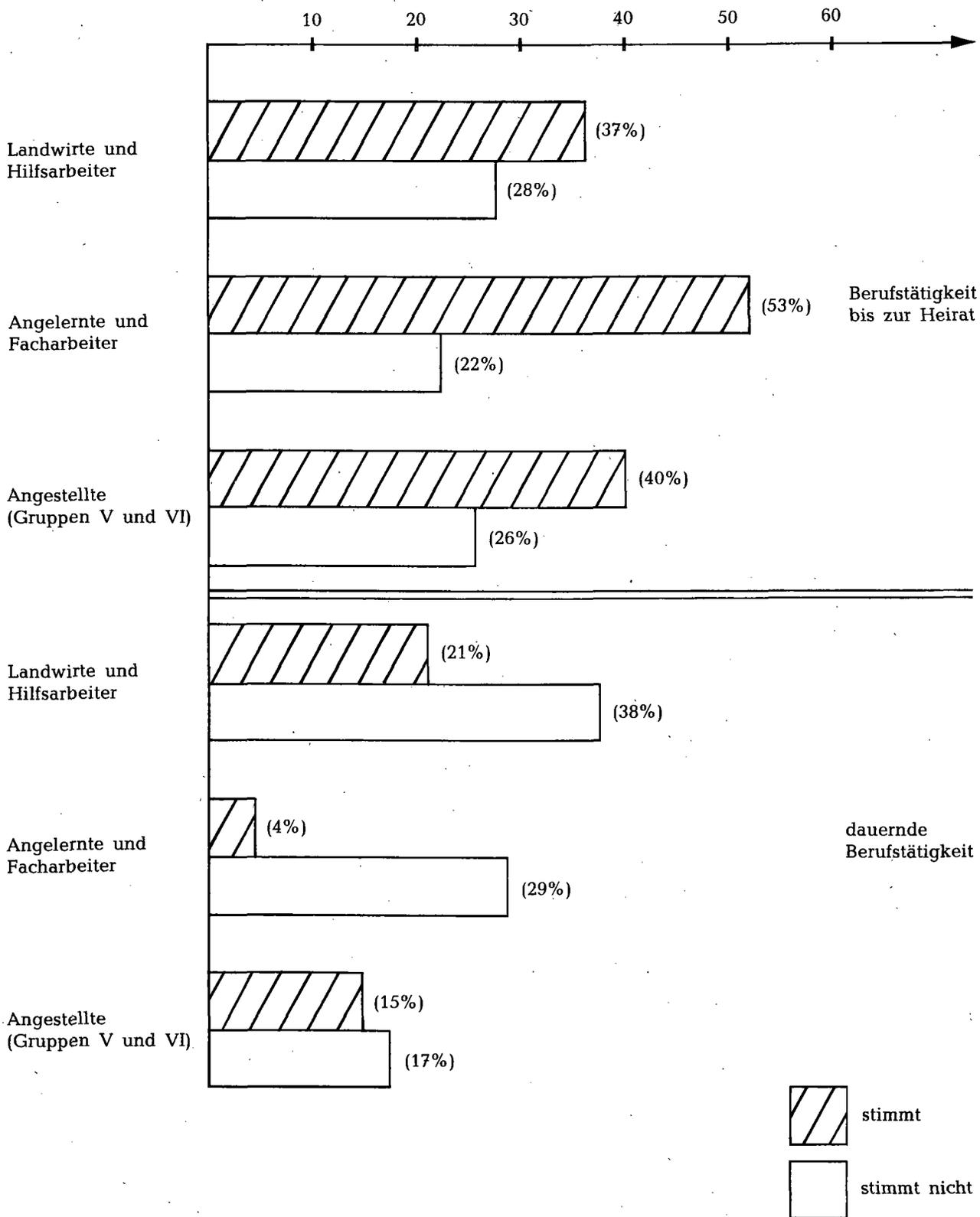
Berufsschicht und vorgesehene Dauer	für die Tochter erwünschter Beruf			
	1	2	3	4
Landwirte und Hilfsarbeiter:				
Heirat (N = 24)	33	46	21	-
Kind (N = 27)	26	44	26	4
immer (N = 19)	11	37	37	16

Angelernte und Facharbeiter:				
Heirat (N = 40)	10	46	40	3
Kind (N = 56)	2	39	52	7
immer (N = 20)	10	30	30	30

Angestellte:				
Heirat (N = 13)	8	31	46	15
Kind (N = 27)	4	11	37	48
immer (N = 6)	-	33	17	50

Betrachtet man wieder die Ergebnisse innerhalb der einzelnen Sozialschichten, wird der Zusammenhang deutlich. Ein Beispiel: 33% derjenigen Befragten aus der Gruppe „Landwirte und Hilfsarbeiter“, die nur eine kurze Dauer der Berufstätigkeit für ihre Tochter (bis zur Heirat) vorsehen, begnügen sich mit einem „angelernten Beruf“. Dagegen würden sich nur 11%

Abbildung 2: Vorgesehene Dauer der Berufstätigkeit und Einschätzung des Berufes für die Tochter.



Vorgabe: Eigentlich ist es ganz unwichtig, welchen Beruf unsere Tochter bekommt, wenn sie nur einen guten Mann findet.

derjenigen Eltern damit zufriedengeben, die eine dauernde Berufstätigkeit der Tochter für möglich halten. Umgekehrt lohnt es sich für die erstgenannten Eltern gar nicht, „höhere“ Berufe für die Tochter ins Auge zu fassen, wohl aber bei längerer beruflicher Tätigkeit: 16%.¹⁶⁾

Bei Laufbahnentscheidungen (schulischen oder beruflichen) wird also die selbstbestimmende Aufstiegsmobilität der Frau weitgehend zugunsten der Überlegung, soziale Mobilität durch Einheirat zu erreichen, zurücktreten. Für männliche Heranwachsende scheint dagegen schulische und berufliche Ausbildung die einzige Möglichkeit des Statuserwerbs. Außerdem ist bei Mädchen ein längerfristiger Ertrag des finanziellen oder zeitlichen Aufwandes für eine weitergehende Ausbildung (Berufsaufgabe bei Heirat), wie erwähnt, weniger gesichert. Daher werden sich auch die Ambitionen der Eltern verringern, Mädchen (unter sonst vergleichbaren Bedingungen) gleiche Ausbildungschancen einzuräumen wie ihren Söhnen. Dabei können familienspezifische Variablen (Geschwisterzahlen, Unvollständigkeit der Familie usw.) diese Restriktionen für Mädchen noch verstärken (vgl. *Kreutz/Fürnschub 1971*).

Zwischen den aufgezeigten Rollenerwartungen und dem aktuellen Planungsverhalten, der Handlungsrelevanz dieser Vorstellungen also, konnte ein enger Zusammenhang aufgezeigt werden: Eine weitergehende Ausbildung und prestigemäßig „höhere“ Berufe werden stärker von denjenigen Befragten für ihre Tochter erwartet bzw. gewünscht, die traditionelle Rollenzuschreibungen ablehnen. Auch wird von diesen Befragten eine längere Dauer der Berufstätigkeit (nicht nur bis zur Heirat) vorgesehen. Die gleiche Tendenz zeigt sich, wenn man die Vorstellungen von der Dauer der Berufstätigkeit und des Planungsverhaltens der Eltern in Beziehung setzt: Eine weitergehende Ausbildung ist nur dann vorgesehen, wenn eine längere oder gar eine dauernde Berufstätigkeit (nicht nur bis zur Heirat) vorgesehen ist. Die gleiche Tendenz zeigt sich, wenn man die Vorstellungen von der Dauer der Berufstätigkeit und des Planungsverhaltens der Eltern in Beziehung setzt: Eine weitergehende Ausbildung ist nur dann vorgesehen, wenn eine längere oder gar eine dauernde Berufstätigkeit der Tochter für möglich bzw. wünschenswert gehalten wird.

2.4 Die berufstätige Frau

Dem traditionellen Leitbild der mütterlichen, auf die Familie konzentrierten Frau steht ein anderes Rollenbild gegenüber, das notwendigerweise zum ersten in Konflikt steht: Das Bild der eher emanzipierten, selbstbewußten, berufstätigen Frau. In einer Untersuchung des Fessel-Instituts über Rollenerlebnisse und Wunschvorstellungen von der Rolle der Frau (1974) kommt dies sehr deutlich zum Ausdruck. Die Mehrheit der österreichischen Frauen ist sich durchaus bewußt, daß sich die gesellschaftliche Position der Frau in den

letzten Jahrzehnten im Sinn einer fortschreitenden Emanzipierung verändert hat, und glaubt auch, daß dieser Prozeß noch nicht zu einem Abschluß gekommen ist.

Die Stellung der Frau im Beruf und die Rolle der Frau in der Familie werden als Konfliktbereiche erlebt. Einerseits erscheint die berufliche Gleichberechtigung trotz der verbesserten Situation in der Schulbildung nicht gegeben zu sein: Frauen werden, nach Meinung der Befragten, bei gleichem Ausbildungsstand und gleicher Leistung schlechter bezahlt als Männer und haben geringere Aufstiegsmöglichkeiten. Auch die Möglichkeit der Selbstverwirklichung der Frau wird für geringer gehalten als die des Mannes. Andererseits sieht man auch die eigene Rolle in der Familie nicht optimal definiert an, was als Folge der negativen Auswirkungen der – angestrebten – Durchsetzung des erstgenannten Rollenbildes gesehen wird.

Noch klarer kommen die beiden konfligierenden Leitbilder in den Wunschvorstellungen von der Rolle der Frau zum Ausdruck. Vor die Aufgabe gestellt, eine Frau so zu beschreiben, wie man selbst gern sein möchte, tritt das tradierte Leitbild der mütterlichen, auf den Binnenkontakt mit der Familie konzentrierten Frau ebenso stark in Erscheinung wie das der eher emanzipierten, selbstbewußten, berufstätigen Frau. Diese beiden Leitbilder, die sich hinsichtlich einzelner Facetten stark überlappen, sind zwar in allen sozialen Schichten und allen Altersklassen aufzufinden, doch gibt es zwei Extremgruppen von Vertreterinnen dieser Wunschbilder: Die jungen berufstätigen Frauen aus städtischem Milieu, die sich als die fortschrittlichste Gruppe erweisen, und die älteren nicht außerhalb des Hauses berufstätigen Frauen aus ländlichem Milieu als die konservativste Gruppe.

Hier kommen die schichtspezifischen Unterschiede am deutlichsten zum Tragen: Frauen aus den unterprivilegierten Schichten neigen dazu, die Tatsache ihrer Erwerbstätigkeit als eine Ausweitung ihrer Familienrolle aufzufassen. Wenn der Mann nicht genügend verdient, so ist es selbstverständlich, daß die Frau durch eigene Arbeit zum Unterhalt der Familie mit beiträgt. Eine Folge dieser Situation ist es, daß diese Frauen ihre außerhäusliche Tätigkeit nicht als Beruf werten. Sie sind daher im allgemeinen auch weniger motiviert, sich mit Fragen auseinanderzusetzen, die den Umkreis ihrer beruflichen Betätigung betreffen. Die Mehrzahl der Frauen in Anlernberufen engagiert sich weder beruflich noch betrieblich; die Minderbezahlung, gerade in diesen Berufssparten, wird – weitgehend als Folge dieser Einstellung – ohne weiteren Protest hingenommen.

Wie sehr diese widersprüchliche Haltung bereits in den jungen Mädchen verankert ist, geht auch aus einer vom IMAS durchgeführten Jugendumfrage hervor. Die Umfrage ergab, daß sich besonders die weibliche Jugend im Arbeitsprozeß unterprivilegiert fühlt. Die Mädchen haben ein massives Bedürfnis nach beruflicher Gleichstellung mit den männlichen Arbeitskollegen und beklagen sich häufiger als die jungen Männer über fehlende Aufstiegschancen in ihrem Betrieb.

Nicht nur Unzufriedenheit mit den geringeren Aufstiegschancen im Beruf, auch Unzufriedenheit vor

¹⁶⁾ Wieder muß das niedrige N in einigen Untergruppen beachtet werden, besonders aber auch die Abhängigkeit des „Anspruchsniveaus“ von der Sozialschicht.

allein in den unqualifizierten Arbeitssparten mit der Arbeit als solcher hängen mit dem Wunsch zusammen, möglichst bald den Arbeitsplatz mit dem Hausfrauendasein vertauschen zu können; was wiederum dazu führt, daß ein berufliches Engagement und ein stärkeres Vertreten der eigenen Rechte am Arbeitsplatz abgeschwächt wird. Auch umgekehrt korrelieren Zufriedenheit im Haushalt, Zufriedenheit mit der Ehe mit beruflicher Zufriedenheit.¹⁷⁾

Diese konfligierenden Verhaltenserwartungen finden im aktuellen Verhalten der Frauen ebenso ihren Niederschlag wie in ihren Einstellungen und ihre Zufriedenheit mit dem Aufgabenbereich der Frau im allgemeinen, mit einer Verbindung familiärer und beruflicher Pflichten im besonderen; sie werden ferner geprägt durch die unter spezifischen Bedingungen an die Frau herangetragenen Anforderungen und die ihr zugemuteten Verpflichtungen. Hierbei ist allerdings hervorzuheben, daß Veränderungen in der aktuellen Situation (also etwa eine kontinuierliche Berufstätigkeit der Frau) einen entsprechenden Wandel der diesbezüglichen Werthaltungen und Rollenerwartungen nicht notwendig mit sich bringen müssen: Die eigene Situation und das von allgemeinen sozialen Standards abweichende Verhalten werden dann als Ausnahmesituation interpretiert, die aufgrund spezifischer persönlicher oder familiärer Umstände gerechtfertigt erscheint, als allgemein gültiges Wertmuster bzw. Rollenbild jedoch nicht akzeptiert und für andere Frauen nicht als legitim anerkannt wird.

Welche Rollenkombination tatsächlich gewählt wird, ist dem Zusammenwirken einer Reihe von sozialen, familiären und persönlichen Bedingungen zuzuschreiben; neben verschiedenen anderen Faktoren (z. B. Einstellung des Gatten zur Berufstätigkeit der Frau, Möglichkeiten der Unterbringung der Kinder während der Arbeitszeit usw.) sind hier vor allem zwei Einflußfaktoren zu nennen: die finanzielle Lage und damit verbunden die Schichtzugehörigkeit der Familien und die relative Bedeutung, welche beruflichen und familiären Rollen durch die Frau beigemessen wird.

Auch wenn die Rolle des Familienerhalters generell dem Mann zugeschrieben wird, neigen Frauen und Mädchen der unteren Sozialschichten doch eher dazu, Berufstätigkeit und eine Beteiligung an der finanziellen Versorgung der Familie als integrativen Bestandteil der weiblichen Rolle zu akzeptieren, während Frauen der höheren Sozialschichten die Sorge für den Unterhalt der Familie seltener als Aufgabe der Frau betrachten.¹⁸⁾

Dieser Sachverhalt geht sehr deutlich aus den Ergebnissen einer Untersuchung an 14- bis 19jährigen Mädchen hervor:

¹⁷⁾ Daten über die Zufriedenheit im Haushalt, mit der Ehe und im Beruf; Daten über Einstellungen zur Berufstätigkeit, zusammengestellt von M. Szinovácz.

¹⁸⁾ D. Gaudart und W. Schulz, Mädchenbildung . . . , a. a. O., 98 ff.; H. Kreutz und G. Fürnschuß, Chancen der Weiterbildung, Wien 1971, 163 ff.

„Generell ergibt sich . . . ein Unterschied nach den Geschlechtern derart, daß an allen Schultypen weniger Mädchen angeben, daß auch die Frau für den Unterhalt der Familie sorgen soll. Daneben tritt aber eine eindeutige und sehr ausgeprägte Differenzierung nach der Schultype auf; es ergibt sich nämlich, daß je qualifizierter die Ausbildung der Mädchen ist, diese desto weniger bereit sind, verheirateten Frauen die Sorge um den Familienunterhalt aufzubürden.“

Es existieren also zwei verschiedene Rollendefinitionen der Frau:

1. Bei Mädchen mit relativ niedriger Schulbildung ein Akzeptieren der geringeren Ausbildung (im Vergleich zu Burschen) bei gleichzeitiger Bereitschaft, als verheiratete Frau für die Familie finanziell mitzusorgen.
2. Bei Mädchen, die höhere Schulen (oder zumindest mittlere Lehranstalten) besuchen, ein Akzeptieren der Ungleichheit in der Ausbildung bei gleichzeitiger Zuschreibung der finanziellen Versorgungspflicht zur Rolle des Mannes.“¹⁹⁾

Zusammenfassend bemerken die Autoren zu diesen Ergebnissen, „daß die Rolle der Frau, mit der Mädchen aus der Unterschicht konfrontiert werden, ganz anders beschaffen ist als diejenige, mit der sich Mädchen aus der Mittelschicht auseinandersetzen müssen. Während bei den letzteren eine gewisse Kompensation der Benachteiligung bei der Ausbildung durch Entlastung von der Sorge um die finanziellen Belange vorliegt, ist dies nicht der Fall bei Mädchen aus der Unterschicht, bei denen eine echte Benachteiligung vorzuliegen scheint.“²⁰⁾

Diese schichtspezifischen Differenzen im Rollenbild der Mädchen dürften weitgehend einer Anpassung an objektive Gegebenheiten, d. h. äußerst realistischen Perzeptionen und Erwartungen hinsichtlich der künftigen finanziellen Notwendigkeit einer Berufstätigkeit als verheiratete Frau oder Mutter, entspringen. Daß damit Einstellungswandel und eine positive Beurteilung der Doppel- bzw. Mehrfachrolle nicht verbunden sind, kann aus den Ergebnissen einer Erhebung an jungen berufstätigen Frauen und Müttern belegt werden. Aus diesen Daten geht eindeutig hervor, daß eine Berufstätigkeit von Müttern sowohl generell als auch für die Tochter abgelehnt wird. Die Berufstätigkeit verheirateter kinderloser Frauen wird demgegenüber weitgehend akzeptiert; interessant ist hierbei, daß die generellen Normen zur Berufstätigkeit verheirateter Frauen vor allem der Arbeiterinnen, aber auch der Angestellten und Verkäuferinnen, traditionelle Leitbilder und Rollenerwartungen in schwächerem Maß enthalten als die hinsichtlich der Berufstätigkeit der Tochter als verheiratete Frau geäußerten Wünsche (vgl. folgende Tabelle).

¹⁹⁾ H. Kreutz und G. Fürnschuß, Chancen . . . , a. a. O., 164.

²⁰⁾ Ibid.

Einstellungen zur Berufstätigkeit der Frau, differenziert nach Sozial- bzw. Berufsschichten ¹⁾ (in %)

Prozentuelle Anteile von Frauen,	Arbeiterinnen (808)	Verkäuferinnen (225)	Angestellte (346)
die eine negative Einstellung des Mannes zu ihrer Berufstätigkeit anführen ..	28	19	18
die eine Berufstätigkeit verheirateter Frauen ablehnen	22	21	17
die eine Berufstätigkeit der Tochter als verheiratete Frau ablehnen	38	27	19
die eine Berufstätigkeit von Müttern ablehnen	84	90	89
die eine Berufstätigkeit der Tochter als Mutter ablehnen	86	93	91

¹⁾ Die Prozentzahlen bezeichnen jeweils den Anteil der Frauen innerhalb der untersuchten Teilgruppen, die sich zu verschiedenen Einstellungsfragen zur Berufstätigkeit von Frauen in der angeführten Weise äußerten. Die in Klammern gesetzten Zahlen bezeichnen die Anzahl der Fälle, auf welche die Prozentzahlen bezogen sind; die in Klammern gesetzten Zahlen (= Basis) entsprechen also jeweils 100%.

Quelle: L. Rosenmayr, M. Haller und M. Szinovác, Barrieren im beruflichen Aufstieg. Studien über die junge Arbeitnehmerin im Spannungsfeld von Beruf, Haushalt und Familie, Schriftenreihe zur sozialen und beruflichen Stellung der Frau 2/1973, 37.

Dies bedeutet, daß in den für die Tochter geforderten Verhaltensstandards – und man kann annehmen, daß diese Einstellungen auch an die Tochter herangetragen werden, also Erziehungs- und Sozialisationsinhalte darstellen – eine Anpassung an traditionelle Normen und Wertmuster häufiger erfolgt, als angesichts der persönlichen Einstellungen der Frauen zu erwarten wäre. Daß solche traditionellen Rollenerwartungen für die Tochter vor allem von Arbeiterinnen geäußert werden, kann teilweise auf die persönlichen Erfahrungen dieser Frauen, ihre besondere Belastungssituation durch die Verbindung beruflicher und familiärer Verpflichtungen ²¹⁾ und ihre im Vergleich zu Verkäuferinnen und Angestellten weniger positive Einschätzung der Art der Berufstätigkeit ²²⁾ zurückgeführt werden.

Allerdings dürften diese Rollenerwartungen vor allem der Arbeiterinnen weitgehend unreal sein: Es ist zu erwarten, daß ihre Töchter als verheiratete Frauen und teils auch Mütter berufstätig sein und für den Unterhalt ihrer Familien mitsorgen werden. Werden diese Idealvorstellungen der Mütter tatsächlich in

²¹⁾ Arbeiterinnen werden in ihren familiären Funktionen schwächer entlastet als Angestellte. Vgl. L. Rosenmayr, M. Haller und M. Szinovác, Barrieren ..., a. a. O., 29; M. Szinovác, Aushilfen und Generationenbeziehungen im Verwandtschaftssystem, in: L. Rosenmayr und A. Amann (Herausgeber), Der alte Mensch in den Strukturen der Gegenwartsgesellschaft, Wien 1974 (mimeographiert), 175–290.

²²⁾ Vgl. L. Rosenmayr, M. Haller und M. Szinovác, Barrieren ..., a. a. O., 11 ff.; M. Haller und L. Rosenmayr, The Pluridimensionality of Work Commitment, Human Relations 24/6 (1971), 501–518; M. Haller, Die Frau in der Gesellschaft. Eine soziologische Studie junger Frauen in Beruf und Familie, unveröffentlichte Dissertation, Wien 1973.

Erziehungs- und Sozialisationsinhalte umgesetzt, dann bedeutet dies aber, daß die Mädchen auf ihre künftigen sozialen Rollen nicht entsprechend vorbereitet und neuerdings mit Widersprüchen zwischen aktuellen Gegebenheiten und allgemein anerkannten bzw. auch internalisierten Wertmustern und Normen konfrontiert sein werden.

In den oberen Berufs- und Sozialgruppen ist demgegenüber eine rein oder doch vorwiegend finanziell begründete Berufstätigkeit der Frau selten nötig; doch sind berufsmäßig und bildungsmäßig besser ausgebildete und in qualifizierteren Positionen beschäftigte Frauen an der Berufstätigkeit als solcher interessiert, vor allem in Kontrast zu den relativ negativ bewerteten Arbeiten im Haushalt. ²³⁾

Für die Arbeiterinnen stellt die Rolle der Hausfrau also gleichsam ein Ideal dar, das aus finanziellen Gründen meist nur kurzfristig realisiert werden kann; Hausfrau sein können bedeutet für Frauen aus Arbeiterfamilien überdies in gewissem Sinn einen sozialen Aufstieg: Die Familie hat es nicht mehr nötig, daß die Frau arbeiten gehen muß. In den mittleren und oberen Sozialschichten wird demgegenüber die Rolle als berufstätige Frau zumindest teilweise freiwillig gewählt (natürlich spielen hier auch schichtspezifisch differierende Konsumgewohnheiten als Grundlage einer finanziellen Motivation der Berufstätigkeit der Frau eine Rolle) und gegenüber der Haushaltsarbeit sowohl hinsichtlich der geringen sozialen Kontaktmöglichkeiten als auch hinsichtlich der Art der Berufstätigkeit selbst als abwechslungsreicher empfunden. Diese positive Bewertung der Berufstätigkeit selbst trägt dann auch dazu bei, daß eine Berufstätigkeit der Tochter zumindest bedingt befürwortet wird. Daß eine gleichrangige oder vorrangige Übernahme der Familienerhalterfunktion durch die Frau auch von selbst berufstätigen Frauen nicht gewünscht und negativ bewertet wird, zeigen andere Ergebnisse derselben Erhebung an jungen berufstätigen Frauen. ²⁴⁾ Diesen Daten ist zu entnehmen, daß Arbeiterinnen im Fall einer freiwilligen Kombination von Berufstätigkeit und familiären Verpflichtungen Zufriedenheit sowohl im Beruf als auch in Haushalt und Ehe zum Ausdruck bringen. Ähnlich berufsverbundene Angestellte äußern zwar ebenfalls Zufriedenheit mit der Ehe, nicht aber mit den Haushaltsarbeiten (vgl. folgende Tabelle).

Ferner geht aus der genannten Arbeit hervor, daß Frauen, die mit dem beruflichen Erfolg des Gatten nicht zufrieden sind und dies durch eigene berufliche Anstrengungen zu kompensieren suchen, die also tatsächlich Familienerhalterfunktionen im engeren Sinn übernehmen und mit ihrer Berufstätigkeit das soziale Prestige der Familie zu heben versuchen, in allen diesen Lebensbereichen unzufrieden sind: Im Beruf (trotz hoher Berufsbindung aus den genannten

²³⁾ Vgl. hierzu auch das Kapitel „Die persönliche Situation der Frau“.

²⁴⁾ M. Szinovác, Satisfaction with Work, Marriage and Household Activities in Women Blue-Collar and White-Collar Workers, Paper presented at the 2nd Meeting of the International Society for the Study of Behavioral Development, Ann Arbor, Michigan, August 21–25, 1973 (mimeographiert).

Einstellungen zur Berufstätigkeit und Zufriedenheit im Haushalt bzw. mit der Ehe (in %)

	Arbeiterinnen Haushaltsarbeiten sind:				Angestellte Haushaltsarbeiten sind:			
	sehr befriedigend	befriedigend	nicht befriedigend	N	sehr befriedigend	befriedigend	nicht befriedigend	N
wünscht in den nächsten zehn Jahren zu arbeiten								
ja	35	49	16	(168)	9	40	51	(110)
nein	41	48	11	(459)	15	53	32	(212)
Einstellung zur Berufstätig- keit verheirateter Frauen								
positiv	36	50	14	(507)	13	44	43	(276)
negativ	41	48	11	(169)	12	70	18	(57)
	Ehe ist:			N	Ehe ist:			N
	sehr glücklich	glücklich	nicht glücklich		sehr glücklich	glücklich	nicht glücklich	
wünscht in den nächsten zehn Jahren zu arbeiten								
ja	18	46	36	(164)	21	59	20	(112)
nein	19	52	29	(455)	33	46	21	(209)
Einstellung zur Berufstätig- keit verheirateter Frauen								
positiv	18	52	30	(504)	28	53	19	(276)
negativ	20	49	31	(167)	31	44	25	(55)

Quelle: M. Szinovácz, Satisfaction ..., a. a. O., S. 6 f.

Gründen) ebenso wie im Haushalt und in der Ehe.²⁵⁾ Offensichtlich wird also die Kombination beruflicher und familiärer Rollen durch die Frau nur dann positiv bewertet, wenn intrinsische Aspekte der Arbeit zumindest als Mitmotiv für die Berufstätigkeit relevant sind; eine ausschließlich finanziell, auf die Sorge für den Unterhalt der Familie und eine Verbesserung des Lebensstandards der Familie bezogene Erwerbstätigkeit wird als solche abgelehnt; zusätzlich verbindet sich die Unzufriedenheit mit dem geringen beruflichen Erfolg des Gatten mit einer negativen Bewertung der innerfamiliären Rollen, insbesondere mit der Ehe. Nur wenn der Freiwilligkeitscharakter der Berufstätigkeit teilweise gewahrt bleibt, wenn die Wahlmöglichkeit zwischen „Doppelrolle“ und „Nur-Hausfrauen-Rolle“ einigermaßen gewährleistet ist, wird der Kombination beruflicher und familiärer Rollen einige Befriedigung abgewonnen. Damit erfolgt zugleich eine Festlegung des besonderen Charakters der Berufstätigkeit von Frauen, die Konzeption dieser Berufstätigkeit als Ausnahmesituation, die ihrerseits die Grundlage für eine Beibehaltung traditioneller Werthaltungen und Normen hinsichtlich der Frauenberufstätigkeit bei gleichzeitigem abweichenden Verhalten von diesem Rollenbild darstellt. Der „Spielcharakter“, der (U. Lehr) der weiblichen Berufstätigkeit anhaftet, und der vor allem die Merkmale der Konkurrenz, des Strebens nach Aufstieg und des existenziellen Drucks in den Hintergrund treten läßt, fand sich auch in einer Untersuchung über die Einstellung zur Berufstätigkeit der Frau, die unter jungen Angestellten in Salzburg durchgeführt wurde

(Scharmman und Neubauer 1973), wieder. Ähnliche Ergebnisse erbrachte auch eine von W. Neubauer 1972 durchgeführte Stichprobe oberösterreichischer Angestellter: Knapp 60% der Männer sind mehr oder weniger grundsätzlich gegen eine Berufstätigkeit der Frau nach der Verheiratung. Wenn überhaupt eine solche Berufstätigkeit der Frau in Frage kommt, dann vorwiegend unter dem Zwang der finanziellen Verhältnisse, denn – und das scheint bedeutsam – eine tatsächliche Berufstätigkeit der Frau wird sehr häufig von den Männern als prestigemindernd erlebt. Sie geht mit dem Stereotyp konform, daß „der Mann offensichtlich seine Familie nicht allein ernähren kann“. Von diesem Aspekt her erfolgt auch die ablehnende Begründung, wobei in auffällender Übereinstimmung, die Neubauer auf Stereotype zurückführt, eine Vernachlässigung des Haushalts und eine Beeinträchtigung des „Familienlebens“ befürchtet wird.

2.4.2 Geschlechtsspezifische Aufstiegserwartungen

In den Untersuchungen, die in Oberösterreich und Salzburg unter jungen Angestellten durchgeführt wurden, wurden neben der Einstellung zur Berufstätigkeit der Frau auch die geschlechtsspezifischen Aufstiegserwartungen weiblicher Angestellter und die Geschlechtsstereotypen zur Befähigung der Frau als Vorgesetzte untersucht (Neubauer 1972, Scharmman- & Neubauer 1973). So fanden Scharmman und Neubauer für Salzburg, daß die weiblichen Berufstätigen nicht nur weniger Aufstiegschancen haben, weil sie wegen Familiengründung früher aus dem Beruf ausscheiden, sondern daß sie auch bei einem Verbleiben im Beruf meist über niedrigere Positionen

²⁵⁾ M. Szinovácz, Satisfaction ..., a. a. O., 33 ff.

nicht hinauskommen. Die Autoren machen dafür die schlechtere Schulbildung einerseits und die aufstiegsfeindlichen Geschlechtsstereotypen der Frau andererseits verantwortlich. Die geschlechtsspezifischen Aufstiegserwartungen spiegeln durchaus die realen Verhältnisse wider, wobei nicht nur Männer und Frauen in ihren Stereotypen großteils übereinstimmen, sondern auch die Ähnlichkeit mit den Ergebnissen der oberösterreichischen Untersuchung außerordentlich groß ist.

In generalisierter Form ergaben sich folgende Haupttendenzen:

- Während für mehr als die Hälfte der Männer eine leitende Position erwartet wird, ist dies für die Frauen nur knapp ein Viertel;
- Unterschiede in den Erwartungen, die das eigene Geschlecht vom Aufstieg hat (Autostereotyp) und die die andersgeschlechtigen Personen haben (Heterostereotyp), bestehen allerdings darin, daß Männer eher eine Gleichheit der Position für beide Geschlechter erwarten, als dies Frauen tun. Die berufliche Emanzipation der Frau - hat sie einmal die Hürden genommen, die ihrer Berufstätigkeit überhaupt entgegenstehen - scheint also dem Denken der Männer näher zu liegen als dem der Frauen;
- Frauen rechnen für sich mehr als Männer damit, daß sie beruflich nicht aufsteigen werden, und ziehen auch die Möglichkeit des Ausscheidens aus dem Berufsleben eher in Betracht.

Befragt nach der Begründung der postulierten Unterschiede, führten die weiblichen Angestellten folgende Argumente ins Treffen: Tradition, Vorurteil (9,9%), der Mann braucht als Familienerhalter höheren Gehalt (6,1%), der Mann wird bevorzugt, ist höher geschätzt, gesucht (4,8%), der Mann ist leistungsfähiger, die Frau schafft das nicht (4,4%).

In die Begründung gehen also sowohl traditionelle Vorurteile nach dem Schema „Der Mann ist leistungsfähiger als die Frau“ ein als auch tatsächliche Gegebenheiten: „Der Mann wird im Berufsleben bevorzugt, der Mann muß die Familie ernähren“. Diese Unterschiedlichkeit in der Beurteilung der Aufstiegschancen und die dafür verantwortlich gemachten Stereotype finden in ähnlicher Weise ihren Niederschlag in den Einkommenserwartungen der männlichen und weiblichen Angestellten.

Aufstiegschancen ergeben sich jedoch nicht nur aus schulischer Qualifikation, allgemein aufstiegsfreundlichen oder -feindlichen Stereotypen oder konkreten Situationen im Betrieb, sondern auch aus den Geschlechtsstereotypen, die die Befähigung der Frau zum Vorgesetzten enthalten. Auch hier wurden in der Salzburger Untersuchung der jungen Angestellten bei der Begründung der Bevorzugung des Mannes als Vorgesetzter fast nur geschlechtsstereotype Vorstellungen genannt. 51% der Befragten gaben an, es sei ihnen gleichgültig, ob ihr Chef ein Mann oder eine Frau sei, 41,2% gaben einem Mann den Vorzug, und nur eine Minderheit (7,8%) wünschte eine Frau als Vorgesetzte. Bei den oberösterreichischen Angestellten war die Bevorzugung des Mannes viel stärker: Dort sprachen sich 87,4% für einen männlichen Vorgesetzten und nur 5,9% für einen weiblichen Vorgesetzten aus. Männer und Frauen sind in gleicher Weise

negativ einem weiblichen Vorgesetzten gegenüber eingestellt, doch zeigte sich bei den Frauen eine größere Anzahl von „Gegnern“ als bei Männern. Offensichtlich, meinen die Autoren, erscheint den weiblichen Angestellten nicht nur der eigene Aufstieg oftmals in Frage gestellt, sondern es bestehen auch Bedenken gegen die Kollegin, die diesen Aufstieg erreicht hat.

Weitere Daten lieferte eine repräsentative Umfrage, die das IFES zu den Rollenerwartungen, die der Frau in der Arbeitswelt begegnen, durchführte.

2.4.3 Die Frau in der Arbeitswelt

Berufstätige Frauen unterscheiden sich nach Meinung von Österreichern und Österreicherinnen von ihren Kollegen am Arbeitsplatz darin, daß sie etwas fleißiger, ziemlich ehrgeizig, aber weniger kollegial, sachlich, selbständig und unternehmungslustig sind - wenn auch mehr als die Hälfte der Befragten meint, es bestünde kein Unterschied im Verhalten am Arbeitsplatz.

Es finden Frauen am Arbeitsplatz im Vergleich zu den Männern ...

(in %, bezogen auf Basiszahlen in Klammern)

1 = mehr, 2 = weniger, 3 = ebenso, 4 = keine Angabe

	1	2	3	4
Männer (912)				
verlässlich	9	10	79	2
fleißig	13	4	81	2
kollegial	4	28	65	3
selbständig	4	30	64	2
sachlich	5	32	61	3
ehrgeizig	30	13	55	2
bereit zur Zusammenarbeit ..	6	24	67	3
haben Unternehmungsgeist ..	10	34	53	3
	1	2	3	4
Frauen (1064)				
verlässlich	10	3	85	1
fleißig	16	2	80	1
kollegial	4	30	63	3
selbständig	5	19	73	2
sachlich	5	30	62	3
ehrgeizig	27	13	57	3
bereit zur Zusammenarbeit ...	7	21	69	3
haben Unternehmungsgeist ..	15	23	59	3

Daß Frauen am Arbeitsplatz weniger positive Eigenschaften aufweisen als ihre männlichen Kollegen, scheint aber eher eine Anschauung der älteren Generation zu sein. Jüngere Österreicher tendieren eher dazu, Männer wie Frauen gleich oder Frauen sogar besser zu bewerten. Jüngere Frauen sind allerdings ihren Geschlechtsgenossinnen gegenüber etwas kritischer - d. h. sie beurteilen differenzierter, meinen weniger, daß es keinen Unterschied gibt, sondern sehen öfter mehr oder weniger gute Eigenschaften bei den Frauen am Arbeitsplatz, wenn sie sie mit den Kollegen vergleichen.

Ältere Frauen hingegen konstatieren doch öfter keinen Unterschied, oder sie finden, daß berufstätige Frauen im Vergleich zu ihren Kollegen doch weniger gute Eigenschaften haben.

Wie schon aus den Gesamtdaten zu ersehen ist, besteht, was die Verlässlichkeit und den Fleiß am Arbeitsplatz betrifft, übereinstimmend die Meinung, daß es in dieser Beziehung keinen Unterschied zwischen Mann und Frau gibt. Viel schlechter fällt jedoch die Beurteilung nach Eigenschaften aus, die Führungs- oder zumindest Mitarbeitsqualitäten betreffen.

Sind Frauen wirklich weniger kollegial und kooperationsbereit?

Nach Meinung von etwa drei Zehntel der Österreicher sind Frauen weniger kollegial und nach Meinung von etwa zwei Zehnteln weniger kooperationsbereit als ihre männlichen Arbeitskollegen.

Diese Ansicht wird besonders stark von Österreichern mit höherer Schulbildung und in höherer beruflicher Position vertreten, wobei Frauen viel heftiger urteilen als Männer. Speziell Frauen, die Angestellte oder Beamtinnen sind, haben, was die Kollegialität betrifft, eine ziemlich schlechte Meinung von ihren Geschlechtsgenossinnen. Freischaffende, Selbständige, Landwirtinnen oder Arbeiterinnen hingegen finden Frauen eher genauso kollegial wie die Männer auch. Das trifft auch auf die Bewertung der Kooperationsbereitschaft zu. Viel toleranter sind da zum Teil die Männer: Kleine und mittlere Angestellte beurteilen Frauen in dieser Beziehung weitaus positiver, als es Frauen gleicher Position tun.

Es meinen, Frauen sind weniger ...
(in %, bezogen auf Basiszahlen in Klammern)
1 = kollegial, 2 = bereit zur Zusammenarbeit

	1	2
nur Pflichtschule		
Männer (332)	22	18
Frauen (609)	21	17
Matura/Hochschule		
Männer (117)	47	30
Frauen (86)	56	37
höhere Angestellte/Beamte		
Männer (69)	48	38
Frauen (23)	65	57
kleine und mittlere Angestellte/Beamte		
Männer (199)	23	25
Frauen (159)	45	33
Arbeiter		
Männer (331)	25	24
Frauen (138)	23	18

Wie bei den Frauen, so urteilen auch bei den Männern Freischaffende, Selbständige und Landwirte in dieser Beziehung viel freundlicher, sie halten zumeist Frauen für genauso kollegial und kooperationsbereit wie die Männer.

Fehlen den Frauen so wesentliche Führungsqualitäten wie Sachlichkeit und Selbständigkeit?

Wie schon bei den vorher zitierten Eigenschaften meinen auch in dieser Beziehung etwa drei Zehntel der Österreicher und Österreicherinnen, daß Frauen weniger sachlich und selbständig als die Männer sind, nur daß in der Frage der Selbständigkeit Frauen doch bessere Noten geben.

Wiederum sind es die besser Gebildeten und die Personen in höherer beruflicher Position, die den Frauen diese Eigenschaften besonders stark absprechen. Und wieder erstaunt – vor allem in der Frage der Sachlichkeit – das harte Urteil der Frauen mit höherer Bildung und in höherer Position, die viel unfreundlicher urteilen als Männer derselben Bildung oder beruflichen Stellung. Etwas anders verhält es sich bei der Beurteilung der Selbständigkeit – hier sind die Männer stärker der Meinung, daß Frauen weniger selbständig sind als männliche Arbeitskollegen.

Es meinen, Frauen sind weniger ...
(in %, bezogen auf Basiszahlen in Klammern)
1 = selbständig, 2 = sachlich

	1	2
nur Pflichtschule		
Männer (332)	26	26
Frauen (609)	17	21
Matura/Hochschule		
Männer (117)	49	51
Frauen (86)	29	77
leitende Angestellte/Beamte		
Männer (69)	52	58
Frauen (23)	22	56
kleine und mittlere Angestellte/Beamte		
Männer (199)	30	34
Frauen (159)	28	45
Arbeiter		
Männer (331)	25	28
Frauen (138)	16	19

Wie steht es um den Ehrgeiz und den Unternehmungsgeist?

Etwa drei Zehntel der Österreicher und Österreicherinnen halten die Frauen für ehrgeiziger als ihre männlichen Kollegen, eine Meinung, die vor allem von den besser Gebildeten und von weiblichen Angestellten, Beamten und Arbeitern geäußert wird. Landwirtinnen und Selbständige halten ihre Geschlechtsgenossinnen hingegen eher für weniger ehrgeizig als ihre männlichen Kollegen.

So wenig am Ehrgeiz berufstätiger Frauen gezweifelt wird, so sehr wird der Unternehmungsgeist von Frauen am Arbeitsplatz bezweifelt. Wiederum sind es besser Gebildete und Befragte in höheren Positionen, die finden, daß Frauen im Vergleich zu Männern am Arbeitsplatz weniger Unternehmungsgeist zeigen.

Es meinen, Frauen haben weniger Unternehmungsgeist als ihre männlichen Kollegen ...
(in %, bezogen auf Basiszahlen in Klammern)

	Männer		Frauen	
	N	%	N	%
nur Pflichtschule	(332)	32	(609)	21
Matura/Hochschule	(117)	45	(86)	35
leitende Angestellte/Beamte	(69)	57	(23)	30
kleine und mittlere Angestellte/Beamte	(199)	33	(159)	29
Arbeiter	(331)	30	(138)	17

Wer will schon eine Frau als Vorgesetzte?

Sehr wenige Österreicher: 57% der befragten Männer und 45% der befragten Frauen präferieren eindeutig einen Mann als Vorgesetzten, 39% bzw. 48% ist es egal, und 48% der Männer bzw. 6% der Frauen hätten als Vorgesetzte lieber eine Frau. Ein stärkeres Votum für die „Frau Chefin“ gibt es in keiner Untergruppe der Befragten – entweder man zieht eindeutig einen „Chef“ vor oder es scheint einem eigentlich egal zu sein, ob man einen Chef oder eine Chefin hat.

Es nimmt weiter nicht wunder, daß besser Gebildete und Befragte in höherer beruflicher Position besonders stark gegen weibliche Vorgesetzte sind – sie vermissen ja besonders stark bei berufstätigen Frauen Führungsqualitäten wie Sachlichkeit, Selbständigkeit oder Unternehmungsgeist. Relativ gleichgültig ist das Geschlecht des Vorgesetzten eigentlich nur Unter-30-Jährigen Männern, von denen nur 44% unbedingt einen „Chef“ wollen, während es 51% egal ist, ob sie einen Chef oder eine Chefin haben. Bei den Frauen hingegen haben Befragte mit nur Pflichtschulbildung weniger Präferenzen für einen Chef.

Es ziehen einen Mann als Chef vor ...
(in %, bezogen auf Basiszahlen in Klammern)

	Männer		Frauen	
	N	%	N	%
nur Pflichtschule	(332)	53	(609)	40
Matura/Hochschule	(117)	70	(86)	59
leitende Angestellte/Beamte	(69)	74	(23)	65
kleine und mittlere Angestellte/Beamte	(199)	66	(159)	55
Arbeiter	(331)	52	(138)	40

Was hat man von weiblichen Vorgesetzten zu befürchten?

Die Launen sind nach Meinung der Österreicher und Österreicherinnen besonders bei weiblichen Vorgesetzten zu befürchten, während man bei männlichen Vorgesetzten eher meint, daß sie keinen Widerspruch ertragen können. Im allgemeinen aber meint man, daß bei einer „Chefin“ mehr schlechte Eigenschaften zu erwarten sind als bei einem Chef. So wurden bei der Frau als Vorgesetzte im Durchschnitt 1,81 bzw. 1,78 Nennungen abgegeben, bei einem Mann als Vorgesetztem hingegen nur 1,29 bzw. 1,25.

Es meinen, es sei zu befürchten, daß sie ... sind
(in %, bezogen auf Basiszahlen in Klammern)

	bei einem weiblichen Vorgesetzten		bei einem männlichen Vorgesetzten	
	Männer (912)	Frauen (1064)	Männer (912)	Frauen (1064)
ungerecht	21	28	25	24
launenhaft	64	63	24	25
intrigant	18	22	15	9
erträgt keinen Widerspruch	26	29	54	65
unqualifiziert	13	9	11	7
zu gefühlsbetont	39	27	9	6
keine Angabe	10	12	19	19

Wie sich zeigt, sind Österreicher und Österreicherinnen in dieser Beziehung ziemlich einer Meinung, nur daß bei einer Chefin Frauen mehr Ungerechtigkeit und Intrigen erwarten, als es Männer tun, während diese öfter mangelnde Qualifikation und zuviel Gefühl befürchten.

Je höher die Schulbildung und die berufliche Qualifikation, umso mehr werden bei Vorgesetzten schlechte Eigenschaften vermutet, gleich ob es sich nun um männliche oder weibliche Vorgesetzte handelt, nur daß im Durchschnitt bei den weiblichen mehr Nennungen abgegeben werden.

Während die negative Einstellung, die höher gebildete und in höherer Position stehende Männer äußern, wenig verwundert, überrascht die ebenfalls außerordentlich negative Meinung von Frauen, die ihrer Schulbildung nach für leitende Positionen qualifiziert sind oder selbst in leitender Stellung sind. Diese Haltung kann nicht nur mit Konkurrenz erklärt werden, denn gerade in leitenden Stellungen sind ja eher Männer die echten Konkurrenten.

Da diese Haltung vor allem im städtischen Bereich geäußert wird, wo es viel eher zu einer Emanzipation der Frau kommt und wo das traditionelle Rollenbild der Frau mehr und mehr in Brüche geht, drängt sich die Vermutung auf, daß einerseits die Männer dort, wo die Frauen infolge der Emanzipation in ihre Domäne eindringen oder eindringen wollen, starke Abwehrmechanismen zeigen, und daß andererseits Frauen, die in vorher eher männliche Bereiche eindringen, das „Feindbild“ der Männer von der Frau übernehmen. Denn dort, wo es zu keiner solchen Konkurrenz kommt, wie bei Arbeitern oder Landwirten, wird die Frau in der Arbeitswelt viel weniger negativ beurteilt, während gerade in jenen Gruppen, wo es zu einem Abrücken vom tradierten Mann-Frauen-Bild kommt, heftige Kritik an der berufstätigen Frau am Arbeitsplatz geübt wird.

Es werden bei einer Vorgesetzten befürchtet ...
(in %, bezogen auf Basiszahlen in Klammern)

1 = ungerecht, 2 = launenhaft, 3 = intrigant, 4 = erträgt keinen Widerspruch, 5 = unqualifiziert, 6 = zu gefühlsbetont, 7 = keine Angabe.

	1	2	3	4	5	6	7
nur Pflichtschule							
Männer (332)	20	66	13	25	9	32	14
Frauen (609)	27	62	17	25	7	25	15

Matura/Hochschule							
Männer (117)	23	58	36	34	22	48	6
Frauen (86)	34	55	38	35	10	31	9
leitende Angestellte/ Beamte							
Männer (69)	25	74	26	28	13	45	4
Frauen (23)	30	43	57	39	17	22	9
Arbeiter							
Männer (331)	21	66	14	22	11	34	11
Frauen (138)	22	72	22	28	7	32	7

Je höher die Schulbildung oder die berufliche Stellung ist, umso weniger wird die Launenhaftigkeit der Chefin befürchtet, während negative Eigenschaften, die man zum Teil auch männlichen Vorgesetzten zuschreibt, häufiger genannt werden: z. B. „erträgt keinen Widerspruch“, „ungerecht“ oder „unqualifiziert“. Gleichzeitig steigt bei den Männern auch die Angst vor einem zu gefühlsbetonten Handeln von Frauen.

Erstaunlich ist aber, daß höherqualifizierte Frauen bei männlichen Vorgesetzten öfter jene Eigenschaft vermuten, die eigentlich weiblichen Vorgesetzten eigen scheint: die Launenhaftigkeit.

Es werden bei einem Vorgesetzten befürchtet ...

(in %, bezogen auf Basiszahlen in Klammern)
 1 = ungerecht, 2 = launenhaft, 3 = intrigant,
 4 = erträgt keinen Widerspruch, 5 = unqualifiziert,
 6 = zu gefühlsbetont, 7 = keine Angabe

	1	2	3	4	5	6	7
nur Pflichtschule							
Männer (332)	20	20	10	46	7	4	23
Frauen (609)	24	23	8	49	6	6	22
Matura/Hochschule							
Männer (117)	32	18	24	68	23	5	11
Frauen (80)	35	37	12	59	12	2	10
leitende Angestellte/ Beamte							
Männer (69)	22	20	13	64	20	6	9
Frauen (23)	17	30	9	65	9	9	18
Arbeiter							
Männer (331)	23	21	12	46	8	2	22
Frauen (138)	28	24	9	53	7	3	12

Auf ein weiteres Phänomen, das auf die vorher angestellten Überlegungen hinweist, soll hier noch eingegangen werden: Je jünger die Österreicher, umso weniger vermuten sie bei weiblichen Vorgesetzten schlechte Eigenschaften – ganz im Gegenteil zu den Österreicherinnen, wo gerade 16- bis unter 25jährige eine besonders schlechte Meinung von einer Chefin haben. Allerdings vermuten Österreicher und Österreicherinnen auch bei männlichen Vorgesetzten eher mehr schlechte Eigenschaften, als es Ältere tun, was auf ein allgemeines Anwachsen kritischer Einstellungen zu den vorgefundenen Autoritäten schließen läßt.

Beruhet dieses Urteil auf Erfahrung?

Die überwiegende Mehrheit der Österreicher und Österreicherinnen stellt ihr Urteil über die Frau als Vorgesetzte nur aufgrund von Vermutungen aus: 2% der befragten Männer und 19% der befragten Frauen haben eine Frau als Vorgesetzte, hingegen haben 79% der Männer und 50% der Frauen einen Mann zum Vorgesetzten.

Wie wenig die Befürchtung negativer Eigenschaften bei einer weiblichen Vorgesetzten auf persönlicher Erfahrung beruhen wird, zeigt folgendes Ergebnis: Arbeiterinnen, die überdurchschnittlich oft eine Chefin haben, sind in ihrem Urteil weniger hart als Frauen in Angestelltenpositionen.

	in %, bezogen auf Basiszahlen in Klammern	Es haben eine Frau als Vorgesetzte	Es nannten an schlechten Eigenschaften insgesamt
leitende Angestellte/ Beamtinnen (23)		17	208
kleine und mittlere Ange- stellte/Beamtinnen (159)		30	213
Arbeiterinnen (138)		26	182

Sind Frauen für Führungspositionen geeignet?

Fast drei Zehntel (27%) der Österreicher und 13% der Österreicherinnen meinen, daß Frauen dann auch für Führungspositionen geeignet sind, wenn sie dieselbe Ausbildung erhalten haben wie Männer.

Wiederum sind es bei den Männern jene, die besser gebildet oder in einer leitenden Stellung sind, die überdurchschnittlich stark an den Fähigkeiten der Frau zweifeln, Führungsfunktionen zu übernehmen. Bei den Frauen sind es hingegen gerade jene, die besser gebildet oder in einer Führungsfunktion sind, die kaum an den Fähigkeiten der Frauen in dieser Beziehung zweifeln.

Es halten Frauen für genauso geeignet wie die Männer, wenn sie dieselbe Ausbildung erhalten haben, in Führungspositionen zu gelangen ...

(in %, bezogen auf Basiszahlen in Klammern)

	Männer N	%	Frauen N	%
nur Pflichtschule	(332)	63	(609)	70
Matura/Hochschule	(116)	56	(86)	83
leitende Angestellte/Beamte	(69)	42	(23)	96
kleine und mittlere Ange- stellte/Beamte	(199)	66	(159)	81
Arbeiter	(331)	64	(138)	78

Erstaunlich und weiterer Untersuchungen wert ist die schlechte Meinung von der Frau in der Arbeitswelt, die von Männern und Frauen in großen Städten Österreichs vertreten wird.

Es halten die Frauen im Vergleich zu den Männern für weniger ...

(in %, bezogen auf Basiszahlen in Klammern)

1 = bis 5.000 Einwohner (Männer = 440, Frauen = 512), 2 = 5.001 bis 100.000 Einwohner (Männer = 179, Frauen = 210), 3 = über 1.000 Einwohner (Männer = 90, Frauen = 100), 4 = Wien (Männer = 203, Frauen = 242)

	1		2		3		4	
	M	F	M	F	M	F	M	F
verlässlich	7	4	11	2	8	2	17	5
fleißig	2	3	6	2	2	2	8	2
kollegial	21	20	26	31	30	50	42	41
selbständig	24	19	35	14	30	28	39	21
sachlich	24	25	39	26	29	39	42	43
bereit zur Zusammenarbeit	18	15	26	20	24	34	33	28
haben Unternehmungsgeist	31	18	41	28	23	21	39	31
Fähigkeiten für leitende Positionen ...	24	14	31	8	27	10	28	16
haben mehr Ehrgeiz als Männer	25	29	40	30	31	26	32	23

Diesem negativen Bild, das Frauen in größeren Städten von Geschlechtsgenossinnen am Arbeitsplatz zeichnen, entspricht, daß sie als Vorgesetzten einen

Mann vorziehen und bei weiblichen Vorgesetzten ziemlich stark „negative männliche“ Eigenschaften vermuten.

Es befürchten bei Vorgesetzten von den Frauen ...

(in %, bezogen auf Basiszahlen in Klammern)

1 = 5.000 Einwohner (512), 2 = 5.001 bis 100.000 Einwohner (210), 3 = über 100.000 Einwohner (100), 4 = Wien (242)

	Frauen				Männer			
	1	2	3	4	1	2	3	4
ungerecht	21	29	30	43	19	24	24	35
launenhaft	59	74	62	64	21	20	39	31
intrigant	14	25	37	31	8	4	12	15
erträgt keinen Widerspruch	24	27	36	38	49	59	55	58
unqualifiziert	7	8	7	14	5	5	13	11
zu gefühlsbetont	22	33	38	27	4	4	8	9
keine Angabe	17	7	7	6	25	17	16	12

Wie steht es um die Aufstiegschancen von Frauen?

83% der Frauen mit Matura oder Hochschulbildung und 78% der Frauen in leitenden Positionen sind der Meinung, daß Frauen nicht dieselben Aufstiegschancen haben wie die Männer. Nur in Kreisen, wo man mit diesem Problem weniger befaßt ist, ist man weniger skeptisch. In dieser Frage gibt es zwischen den Geschlechtern keine unterschiedliche Einstellung.

Es meinen, Frauen haben dieselben Aufstiegschancen wie Männer ...

(in %, bezogen auf Basiszahlen in Klammern)

1 = ja, 2 = nein, 3 = weiß nicht, 4 = keine Angabe

	1	2	3	4
nur Pflichtschule				
Männer (332)	35	46	19	-
Frauen (609)	39	39	21	+
Pflichtschule mit Ausbildung				
Männer (463)	30	62	8	-
Frauen (369)	29	63	2	1

Matura/Hochschule

Männer (117)	17	73	10	-
Frauen (86)	14	83	2	1

höhere Angestellte/Beamte

Männer (69)	19	75	6	-
Frauen (23)	22	78	-	-

kleine und mittlere

Angestellte/Beamte

Männer (199)	29	64	7	-
Frauen (159)	33	63	4	-

Arbeiter

Männer (331)	31	53	16	-
Frauen (138)	41	50	9	-

Allerdings weisen die Angaben der Befragten aus dem Mittelstand darauf hin, daß die geringen Aufstiegschancen für Spitzenpositionen gelten; auf der mittleren Ebene dürfte es da leichter für Frauen sein, in

gehobenere Positionen zu gelangen. Doch ist der Weg in das Top-Management in der Wirtschaft und Verwaltung weitgehend verschlossen (vgl. dazu das Kapitel „Die Frau im Beruf“).

Wie steht es um die Verdienstchancen?

Nach der überwiegenden Meinung der Männer wie der Frauen sind die allgemeinen Verdienstchancen der Frauen schlechter als die der Männer: 56% bzw. 58% halten sie für etwas und 9% bzw. 11% für viel schlechter, und 28% bzw. 26% meinen, sie seien gleich gut. Daß Frauen besser verdienen als Männer, meinen 4% der Männer, aber nur 1% der Frauen. Wiederum sind es die höherqualifizierten Männer, die an gleichen Verdienstchancen von Männern und Frauen zweifeln. Anders verhält es sich bei den Frauen. Je geringer die Qualifikation, umso mehr finden sie, daß Frauen weniger verdienen – was aus der täglichen Erfahrung durchaus stimmt. Denn gerade Arbeiterinnen erleben immer wieder, daß Männer für gleiche oder ähnliche Arbeit anders eingestuft oder entlohnt werden. Höherqualifizierte Frauen urteilen in dieser Frage weniger pessimistisch. Daß bei den Männern gerade Besserqualifizierte weniger an gleiche Verdienstchancen von Männern und Frauen glauben, beruht wiederum auf täglicher Erfahrung. Die Einstufung und Gehaltsregelung erfolgt ja auf einer höheren Ebene.

Es halten die Verdienstchancen der Frauen im Vergleich zu jenen der Männer für ...

(in %, bezogen auf Basiszahlen in Klammern)
1 = besser, 2 = gleich, 3 = schlechter, 4 = keine Angabe

	1	2	3	4
nur Pflichtschule				
Männer (332)	6	29	61	4
Frauen (609)	1	27	67	4
Pflichtschule mit Ausbildung				
Männer (463)	4	29	66	1
Frauen (369)	2	25	71	2
Matura/Hochschule				
Männer (117)	–	25	75	–
Frauen (86)	–	29	71	–
leitende Angestellte/Beamte				
Männer (69)	–	27	73	–
Frauen (23)	13	9	78	–
kleine und mittlere Angestellte/Beamte				
Männer (199)	2	29	68	1
Frauen (159)	1	29	68	2
Arbeiter				
Männer (331)	10	26	63	1
Frauen (138)	1	22	77	1

Wie steht es um die Chance, den Beruf der Wahl zu ergreifen?

Auch in dieser Beziehung fühlen sich die Frauen benachteiligt und sind es auch nach Meinung der Männer. Während aber unter-25jährige Männer die Möglichkeiten der Frauen ziemlich positiv einschätzen (15% meinen sogar, daß es Frauen leichter haben), sind die Mädchen der gleichen Generation mehr als die übrigen Frauen der Meinung, daß es für Frauen viel schwerer sei, den Beruf der Wahl zu ergreifen.

Es beurteilen die Möglichkeit für Frauen, den Beruf ihrer Wahl zu ergreifen, im Vergleich mit den Männern ...

(in %, bezogen auf Basiszahlen in Klammern)
1 = besser, 2 = gleich, 3 = schlechter, 4 = keine Angabe

	1	2	3	4
Männer (912)	8	49	41	1
16 bis unter 25 Jahre (144) .	15	27	39	3
Frauen (1064)	6	49	49	4
16 bis unter 25 Jahre (133) .	2	51	46	4

Für höherqualifizierte Männer stehen hier die Chancen der Frau eher schlecht, weniger qualifizierte hingegen finden sie vermehrt gleich gut. Bei den Frauen sind es speziell die Arbeiterinnen, Bäuerinnen und Freischaffende/Selbständige, die mangelnde Chancen der Wahl beklagen, wobei dieses Gefühl ziemlich unabhängig von der Ausbildung ist. Bei Arbeiterinnen wie bei Bäuerinnen dürfte es zu einer ganz speziellen Situation gekommen sein, wo es aufgrund der Herkunft für die Mädchen einfach nicht die Möglichkeit gab, einen gewünschten Beruf zu ergreifen. Diese Tatsache hängt aber mit dem mangelnden Angebot an Schulen wie geeigneten Lehr- oder Arbeitsplätzen zusammen: in kleinen Orten und Städten fühlen sich die Frauen viel stärker benachteiligt.

Es beurteilen von den Frauen die Chance, den Beruf der Wahl zu ergreifen, im Vergleich zu den Männern ...

(in %, bezogen auf Basiszahlen in Klammern)
1 = besser, 2 = gleich, 3 = schlechter, 4 = keine Angabe

	1	2	3	4
nur Pflichtschule (609)	6	46	44	4
Pflichtschule mit Ausbildung (369)	5	54	36	5
Arbeiterinnen (138)	7	36	53	4
Landwirte (90)	4	42	44	9
Orte mit bis zu 5.000 Einwohnern (512)	4	46	45	5
Orte mit 5.001 bis 100.000 Einwohnern (210)	5	47	45	2
Orte mit mehr als 100.000 Einwohnern (100)	4	57	46	3

2.4.4 Berufstätigkeit von Müttern

Für weite Kreise der Bevölkerung gilt die normative Vorstellung, daß die Kombination von Mutter und Berufstätigkeit nicht erstrebenswert ist. Dennoch zeigt die Praxis, daß viele Mütter trotzdem einem Beruf nachgehen, wo sich zu der dadurch entstehenden Mehrbelastung oft auch noch psychische Konflikte gesellen, die daraus resultieren, daß die Frau um ihren Verstoß gegen eine allgemeine Norm weiß. So fanden *Rosenmayr, Haller und Szinovác*²⁶⁾, daß die von ihnen befragten Frauen zum überwiegenden Teil gegen eine Mutterberufstätigkeit waren. Dabei wendeten sich die Arbeiterinnen in stärkerem Ausmaß gegen eine Berufstätigkeit der Mutter, wenn die Kinder die Schule besuchen. Die Autoren nehmen an, daß sich hiebei die Unsicherheit dieser Sozialschicht gegenüber Bildungsfragen ausdrückt. Demgegenüber äußerten sich Verkäuferinnen und vor allem Angestellte vorwiegend gegen die Berufstätigkeit von Müttern mit Kleinkindern.

Unter den gegebenen starken sozialen Zwängen, die eine ausschließliche Beschäftigung der Mutter mit ihrem Kind verlangen, wird allerdings die eigene Situation als Ausnahme gesehen und interpretiert, um so die internalisierten Normen mit der Wirklichkeit in Einklang zu bringen. Dieser Einklang ist aber scheinbar, denn die Diskrepanz zwischen verinnerlichten Wertmaßstäben und realem Verhalten führt nicht selten zu einer Verunsicherung der Frau, die ihre Situation neben den Mehrfachbelastungen noch schwieriger scheinen läßt.

Wissenschaftliche Untersuchungen gelangen mit großer Übereinstimmung zu dem Schluß (*Rosenmayr, Haller und Szinovác*), daß die Berufstätigkeit der Mutter allein selten, wenn überhaupt, für psychische oder andere Schädigungen der Kinder verantwortlich ist. Erst in Verbindung mit anderen Faktoren – etwa der Unzufriedenheit der Mutter mit ihrer rein finanziell motivierten Berufstätigkeit oder einer unglücklichen Ehe – kommt der zusätzlichen Abwesenheit der Mutter von zu Hause wesentliche Bedeutung zu. Bei möglicherweise eintretenden negativen Auswirkungen der Berufstätigkeit der Mutter auf die Kinder ist nicht nur an deren psychisch-physische Verwahrlosung zu denken. Gerade die oben angeführte Ablehnung der Berufstätigkeit von Müttern mit schulpflichtigen Kindern durch Frauen aus der Arbeiterschicht zeigt, daß es Auswirkungen gibt, die sich nicht unmittelbar in psychisch-physischen Schädigungen niederschlagen müssen. Der erwähnte mögliche Zusammenhang zwischen der Berufstätigkeit der Mutter und der dadurch möglicherweise eintretenden oder befürchteten Schmälerung der sozialen Aufstiegschancen der Kinder wurde bisher in der allgemeinen Diskussion wie auch in der Forschung viel zu wenig beachtet.

Daher lag es nahe, die Meinungen der österreichischen Bevölkerung zu diesem Thema in einer repräsentativen Umfrage global zu erfragen. Es wurde

²⁶⁾ L. Rosenmayr, M. Haller und M. Szinovác, Barrieren im beruflichen Aufstieg. Studien über die junge Arbeitnehmerin im Spannungsfeld von Beruf, Haushalt und Familie. Schriftenreihe zur sozialen und beruflichen Stellung der Frau 2/1973.

darauf verzichtet, einzelne Aspekte der möglichen Benachteiligung Kinder berufstätiger Mütter hervorzuheben, sondern nur allgemein gefragt, ob die Kinder solcher Mütter im späteren Leben benachteiligt seien.

Wie steht es um die Kinder berufstätiger Mütter?

Die Hälfte der Österreicher (51%) und mehr als vier Zehntel der Österreicherinnen (44%) meinen, Kinder berufstätiger Mütter seien im späteren Leben im Nachteil. 35% bzw. 41% finden, daß solche Kinder dieselben Chancen hätten wie alle Kinder, und jeweils 10% meinen, diese Kinder seien im Vorteil. Diese Meinung vertreten häufiger besser Gebildete und Befragte in höherer beruflicher Position, Landwirte, Österreicher mit zwei oder mehr Kindern und Bewohner von Städten.

Allerdings gibt es bei jenen Sozialschichten, wo relativ oft Vorteile für die Kinder erwartet werden, unter den Männern einen höheren Prozentsatz, der Nachteile erwartet, als bei den Frauen, die eher der Meinung sind, daß Kinder berufstätiger Mütter dieselben Chancen wie alle Kinder haben. Die unterschiedliche Beurteilung dieses Problems zeigt sich in allen Untergruppen – immer vermuten die Männer eher Nachteile und wollen daher, daß die Frau zu Hause bleibt.

Pessimistisch äußern sich speziell Angehörige niedriger Bildungsschichten, alte Leute und unter den Frauen die Nichtberufstätigen. Die Beurteilung der Auswirkung der Berufstätigkeit der Mutter auf die Lebenschancen des Kindes dürfte aber wesentlich vom Alter abhängen. Angehörige der mittleren Jahrgänge und Befragte mit Kindern im Haushalt befürchten viel weniger Nachteile als Über-60jährige und Ehepaare ohne Kinder im Haushalt.

Kinder berufstätiger Frauen werden im späteren Leben ...

(in %, bezogen auf Basiszahlen in Klammern)

1 = dieselben Chancen wie andere Kinder haben,
2 = im Vorteil sein, 3 = im Nachteil sein, 4 = keine Angabe

	1	2	3	4
25 bis unter 40 Jahre				
Männer (275)	37	11	50	2
Frauen (312)	49	9	38	4
60 Jahre und älter				
Männer (167)	28	8	60	4
Frauen (230)	32	10	50	8
Verheiratet ohne Kinder im Haushalt				
Männer (296)	30	8	59	3
Frauen (287)	34	9	52	4
Verheiratet mit zwei oder mehr Kindern				
Männer (261)	33	15	48	4
Frauen (243)	40	10	47	3

2.4.5 Berufstätigkeit und Partnerschaft

Partnerschaft in der Ehe, gleichberechtigte Stellung und Berufstätigkeit der Ehefrau scheinen nur wenig miteinander zu tun haben. Eigene Versorgung bzw. Hebung des Lebensstandards der Familie sind bei der Entscheidung, ob ein Beruf ausgeübt werden soll oder nicht, vorrangig, nicht aber, ob die Ehe partnerschaftlich geführt wird oder nicht. Dementsprechend fällt auch die Bewertung dieser Frage aus: Knapp die Hälfte der Männer (47%) und knapp vier Zehntel der Frauen (38%) finden, daß Gleichberechtigung in der Ehe und Berufstätigkeit nichts miteinander zu tun haben. 29% der befragten Österreicher und 28% der Österreicherinnen meinen, da könnte doch etwas wahr sein – zumindest teilweise – und für ein Viertel der Männer und knapp ein Drittel der Frauen stimmt die Behauptung, daß Frauen einen Beruf ausüben müssen, durch den sie selbständig und unabhängig sind, damit sie in der Ehe gleichberechtigte Partner sein können.

Daß die Gleichberechtigung der Frau in der Ehe mit der Berufstätigkeit und mit der Entwicklung der Ehe zu tun hat, zeigt sich, wenn man die Angaben aufgeschlüsselt nach dem Alter der Befragungspersonen betrachtet: Jüngere Befragte sehen in der Berufstätigkeit der Frau viel weniger einen Emanzipationseffekt. Für ältere Befragte hingegen – speziell bei den Frauen – scheint dieser Aspekt in ihrer Stellung zum Mann noch eine größere Bedeutung gehabt zu haben.

Um in der Ehe ein gleichberechtigter Partner zu sein, muß die Frau einen Beruf ausüben, durch den sie selbständig und unabhängig ist ...

(in %, bezogen auf Basiszahlen in Klammern)

1 = stimmt, 2 = stimmt teilweise, 3 = stimmt nicht, 4 = keine Angabe

	1	2	3	4
16 bis unter 25 Jahre				
Männer (144)	22	25	52	4
Frauen (133)	36	36	38	-
25 bis unter 40 Jahre				
Männer (275)	21	32	46	-
Frauen (312)	24	26	47	2
40 bis unter 60 Jahre				
Männer (326)	25	29	46	-
Frauen (389)	34	28	37	1
60 Jahre und älter				
Männer (167)	27	26	46	1
Frauen (230)	33	33	28	5

Emanzipation in der Ehe durch Berufstätigkeit scheint eher ein städtisches Gedankengut zu sein, denn die meiste Zustimmung findet dieser Gedanke bei Wienern und bei Frauen, die in großen Städten wohnen.

Um in der Ehe ein gleichberechtigter Partner zu sein, muß die Frau einen Beruf ausüben, durch den sie selbständig und unabhängig ist ...

(in %, bezogen auf Basiszahlen in Klammern)

1 = stimmt, 2 = stimmt teilweise, 3 = stimmt nicht, 4 = keine Angabe

	1	2	3	4
Orte bis 5.000 Einwohner				
Männer (440)	19	31	49	1
Frauen (512)	28	26	43	3
Orte mit 5.001 bis 100.000 Einwohner				
Männer (179)	21	26	54	-
Frauen (210)	32	26	41	1
Orte mit mehr als 100.000 Einwohner				
Männer (90)	29	24	47	-
Frauen (100)	42	18	38	2
Wien				
Männer (203)	33	29	38	-
Frauen (242)	34	39	26	2

Wenn nichtberufstätige Frauen diese Behauptung häufiger ablehnen, kann das auf folgendes hindeuten: Entweder sie wissen, daß die Berufstätigkeit auf ihre Gleichberechtigung in der Ehe wenig Einfluß hat, oder sie verdrängen das Problem, indem sie sagen, es hat nichts damit zu tun.

3 DIE VERMITTLUNG DER ROLLENBILDER (SOZIALISATION)

Unter Sozialisation versteht man im allgemeinen den Prozeß, durch den ein Individuum in eine soziale Gruppe eingegliedert wird. Dabei übernimmt es die in dieser Gruppe geltenden sozialen Normen, insbesondere die an das Individuum als Inhaber bestimmter Positionen gerichteten Rollenerwartungen, die zur Erfüllung dieser Normen notwendigen Fähigkeiten und Fertigkeiten und schließlich auch die in dieser Gruppe geltenden Werte und Überzeugungen. Geht dieser Aneignungsprozeß so weit, daß das Individuum die angeeigneten Werte, Überzeugungen und gestellten Anforderungen als seine „eigenen“ ansieht und ihnen den Charakter von Selbstverständlichkeiten zuschreibt, so spricht man von Internalisierung. Der Sozialisationsprozeß ist keineswegs auf die Kindheit beschränkt, sondern bezieht sich grundsätzlich auf das Erlernen jeder neuen sozialen Rolle bzw. der Eingliederung in eine neue Gruppe.

Auch die Rolle der Frau wird gelernt. Dieses Lernen beginnt bereits im Kleinkindalter, wo geschlechtsspezifisches Verhalten angeeignet wird (*Mischel, 1966*), setzt sich in der Schule fort und wird durch die vielfältigen Erwartungen und Anforderungen, die in der Gesellschaft mit der Rolle der Frau verknüpft sind, durch verschiedene Sozialisationsinstanzen oder -medien an sie weitergegeben. Als die wichtigsten institutionalisierten Einrichtungen, die die mit der Erwerbung eines bestimmten Rollenbildes verbunde-

nen Lernprozesse steuern und die im Rollenbild der Frau enthaltenen Werte, Normen und Zielvorstellungen vermitteln, gelten im allgemeinen Elternhaus, Schule und Massenmedien.

3.1 Frühkindliche Sozialisation

Psychologen sind sich darüber einig, daß die Geschlechtsrolle bereits im frühkindlichen Alter gelernt wird (*Maccoby 1966*), wobei jedoch nicht restlos geklärt werden konnte, durch welche Mechanismen dies geschieht. Aus zahlreichen Arbeiten (*Lehr 1969*), geht hervor, daß geschlechtsspezifisches Verhalten im Schulalter mit geschlechtsspezifischen Sozialisationspraktiken, insbesondere der Eltern, korreliert und mit großer Wahrscheinlichkeit dadurch erlernt wird.

Zahlreiche Untersuchungen belegen, daß die Erziehungsziele der Eltern sich nach dem Geschlecht des Kindes unterscheiden. Bei Mädchen wird mehr Gewicht auf Fürsorglichkeit, Gehorsam und Verantwortlichkeit gelegt, bei Buben hingegen werden Selbstvertrauen und Leistungsstreben stärker betont.

In der Erhebung „Ehe und Elternschaft in der BRD 1964/65“, in der Vater oder Mutter aus einer Liste von vorgegebenen Erziehungszielen die drei nach ihrer Meinung wichtigsten bezeichnen sollten, wurden geschlechtsspezifische Rangordnungen sichtbar, obwohl die Frage allgemein formuliert war. Beide Eltern machten größere Unterschiede für die Erziehungsziele Kameradschaft, Ordnungsliebe und Bescheidenheit: Bei Buben wird Kameradschaft häufiger genannt, bei Mädchen erscheinen den Eltern Ordnungsliebe und Bescheidenheit wichtiger.

Neben Unterschieden in der Erziehung für Buben und Mädchen übermitteln vor allem die Mütter ihren Töchtern ein überwiegend „familienorientiertes“ Rollenbild der Frau. So ergab eine bundesdeutsche Untersuchung²⁷⁾, daß sich eine deutliche Mehrheit von 79% der befragten Mütter auf die Frage: „Würden Sie Ihrer Tochter in erster Linie ein Leben für Mann und Kinder wünschen oder eher eine erfolgreiche berufliche Entwicklung“ sich für die erste Option entschied, 12% wollten, daß ihre Tochter Beruf und Familie vereinen kann, und nur 6% wünschten ihrer Tochter vor allem beruflichen Erfolg. Zwar war die Mehrheit dieser Mütter von der Bedeutung einer Berufsausbildung auch für ein Mädchen überzeugt, doch glaubte ein Drittel von ihnen, daß die Berufsausbildung für den Sohn wichtiger sei als für die Tochter.

In Österreich fanden *Gaudart und Schulz (1971)* ein hohes Maß an Übereinstimmung zwischen Müttern und Töchtern in ihren Einstellungen und Werthaltungen. Es konnte jedoch innerhalb einer Familie, d. h. zwischen der einzelnen Mutter und deren Tochter, keine solche Übereinstimmung nachgewiesen werden. *Gaudart und Schulz* vermuten vielmehr, daß außerfamiliäre Einflüsse und die in der Gesellschaft vorhandenen Werte eine größere Bedeutung bei der Übertragung bestimmter Rollenbilder haben als die eigene Mutter. Sie stellten jedoch auch fest, daß die Konformität

zwischen Mutter und Tochter mit zunehmendem Bildungsniveau der Eltern zunimmt, d. h. die Sozialisation auf eine bestimmte Rolle wirksamer zu sein scheint. Weiters konnten sie zeigen, daß die Dominanz des traditionellen Leitbildes so groß ist, daß die Vermittlung eines fortschrittlicheren Leitbildes – in Form der berufstätigen Frau – nicht erfolgen kann. Die Töchter berufstätiger Mütter unterscheiden sich nämlich in ihren Einstellungen und Werthaltungen nicht von denen nichtberufstätiger Mütter.

Auch *Thumm (1972)* konnte keinen direkten Einfluß zwischen Elterneinstellung und Schulerfolg der Töchter nachweisen. Der vorzeitige Abgang der Mädchen vom Gymnasium war in keinen direkten Zusammenhang mit der Einstellung der Eltern gegenüber der Rolle der Frau zu bringen, die Einstellungen der Töchter zur Rolle der Frau waren möglicherweise entscheidender als die der Eltern. *Thumm* erklärt dies damit, daß allgemeine gesellschaftliche Einflüsse entscheidender gewesen sein mußten. Diese sieht er in der „kulturellen Tradition“ und jenen gesellschaftlichen Werten, wie sie in der „familiären Subkultur“ gefiltert wirksam werden. Von einer unmittelbaren Vermittlung bestimmter Rollenbilder von Müttern auf ihre eigenen Töchter kann daher nicht gesprochen werden. Es hat vielmehr den Anschein, als wäre das Elternhaus selbst nur eine Sozialisationsinstanz, in der die kulturellen Werte und die allgemein vorherrschenden Rollenbilder weitergegeben würden. Dies würde bedeuten, daß die Eltern den vorherrschenden Einstellungen gegenüber flexibler sind und auf sie „antizipatorisch“ reagieren. Im Bestreben, den eigenen Kindern „das Beste“ zu geben, werden jene Einstellungen, Werte und Normen in bezug auf die Rolle der zukünftigen Frau übermittelt, von denen die Eltern meinen, daß sie für die Tochter erstrebenswert sein wird. Diese „antizipatorische Sozialisation“ muß sich durchaus nicht mit jener Wirklichkeit decken, die die Tochter in ihrem späteren Leben antrifft. Andererseits weist der bloß mittelbare Sozialisationseinfluß der Eltern jedoch mit aller Deutlichkeit darauf hin, daß den öffentlichen Sozialisationsinstanzen eine umso größere Verantwortlichkeit zukommt.

3.2 Sozialisationsinstanz Schule

Lehr- und Bildungspläne zeigen die Differenzierung nach Geschlecht in dem zu übermittelnden Wissensstoff und das weitgehende Unvermögen der Schule, die geschlechtsspezifischen familialen Sozialisationsunterschiede und -defizite auszugleichen. (*Fehsbach 1969, Weiss 1965.*) Die Schulbildung hat für Mädchen einen anderen Stellenwert als für Burschen, wobei ganz allgemein gesagt werden kann, daß „Mädchen stärker zu einer Ausbildung von mittlerem Anspruch und geringer Dauer neigen“ (*Pross 1969*). Inwiefern eine solche Disposition, die sich auch im Berufsleben fortsetzt, von der Schule, direkt oder indirekt vermittelt, unterstützt oder verstärkt wird, ist empirisch weitgehend unerforscht.

In letzter Zeit sind in verschiedenen Ländern Lese- und Schulbuchanalysen durchgeführt worden, die die wichtige Funktion dieser Lehrbehelfe für die Internalisierung der Geschlechterrollen aufzeigen.

²⁷⁾ Zitiert aus „Probleme der Familie und der Familienpolitik in der BRD“, S. 24.

So erbrachte eine von *Inge Sollwedel* in der BRD durchgeführte Lesebuchanalyse folgende Ergebnisse: Dem Lesebuch für den Deutschunterricht folgend, müssen Mädchen zunächst begreifen lernen, daß sie keine wichtige Rolle spielen. Nur knapp 10% der Texte handeln von Mädchen und Frauen. Dieser Anteil sinkt in den Oberklassen der Volksschulen weiter. Die Darstellung der Frau bleibt auf einige hausfraulich-mütterliche Wesenszüge beschränkt. Die natürliche Veranlagung der Frau, der Mutterrolle gerecht zu werden, wird entsprechend herausgestellt. Die wenigen nichtmütterlichen Frauen sind hingegen negativ gezeichnet. Weiters wird die Welt des Lesebuches streng in eine männliche und eine weibliche geteilt. Öffentliche oder politische Aktivitäten wird von der Muttergestalt nicht übernommen, die wenigen weiblichen Berufe liegen vorwiegend im sozialen Bereich. Wo sich Beruf und Familie überschneiden, wird dies negativ gewertet, da nach Darstellung des Lesebuches die Berufstätigkeit zwangsweise mit der Mutterrolle kollidiert. Die Familie stellt sich als extrem patriarchalisch dar. Der Vater trifft alle Entscheidungen, die Mutter ist ihm eine Gehilfin. Konflikte gibt es nicht, da die Familienwelt des Lesebuches heil und harmonisch ist. Zahllose Beschreibungen der Lesebuch-Mädchen weisen auf ein späteres Dasein als Hausfrau und Mutter hin. In ihrer Auflehnung gegen das Verhalten der Buben werden die Mädchen auf die Ehe vertröstet: „Oh diese dummen Jungen. Aber sie werden schon sehen, wir werden sie heiraten, ob sie mögen oder nicht. Wir werden auch noch einmal etwas zu bestimmen haben“. (*Deutsches Lesebuch, 3. Schuljahr, 1968, zitiert nach I. Sollwedel, 1971, S. 15.*)

Eine ähnliche Arbeit²⁸⁾ wurde unter folgenden Aspekten für Österreich durchgeführt:

1. Rolle der Geschlechter im ersten Buch des Schulkindes.
2. Berufspädagogische Ansätze.

In den Büchern wird in der Regel eine Familie mit zwei Kindern dargestellt (Bub und Mädchen), und zwar eine Mittelstandsfamilie. In keinem der Bücher findet sich eine berufstätige Mutter. Es finden sich ausschließlich die alten Rollenvorstellungen von der Frau am häuslichen Herd und dem Mann als Haupt der Familie.

Die Kinder ahmen die von den Eltern vorgestellten Rollen nach. Das Mädchen ist immer brav, wird mit der Puppe dargestellt bzw. bei der Hilfe im Haushalt. Der Bub ist häufig schlimm, wäscht sich nicht gern, fährt Roller, spielt mit Eisenbahn, Auto usw.

Zur Veranschaulichung des Gesagten werden die am häufigsten vorkommenden Darstellungen und Aussagen, geordnet nach Mutter, Vater, Mädchen, Knaben, Umwelt, zitiert.

²⁸⁾ Frau Dkfm. M. Bargil hat zusammen mit Christine Grodicky eine Untersuchung der Lesebücher für Schulanfänger durchgeführt. Folgende Fibeln wurden untersucht: Wiener Kinder lesen, Neue Fibel, Frohes Lernen, Wir lernen lesen, Meine Fibel, Unser erstes Buch, Wir können schon lesen, Wir lesen mit, Kommt, wir wollen lesen und schreiben.

Mutter

Die Mutter bäckt, kocht, putzt, klopft, überzieht Betten, geht einkaufen, näht, stickt, strickt, bügelt, wäscht (vereinzelt sogar mit Waschmaschine!), wäscht die Kinder, zieht ihnen schöne Kleider an ...

Die Mutter hat viel Arbeit.

Die Mutter mahnt Fritz, langsam zu essen.

Die Mutter schimpft, weil Dieter schon wieder seine Hose, die sie erst am vorigen Abend geflickt hat, zerrissen hat.

Die Mutter braucht Kohle. Otto holt sie.

Die Mutter weckt den Vater auf. Die Mutter weckt die Kinder auf.

Die Mutter wäscht Fritz.

Die Mutter arbeitet am Herd und kocht das Frühstück. Mutter und Liesl stehen vor dem Stand mit Strickwaren und vielen Sachen für die Küche.

Die Mutter erhält als Geschenk eine Küchenmaschine.

Was macht unsere Mutter? Sie bäckt eine Torte.

Ist die Mutter schon in der Küche?

Die Mutter will nähen – der Vater will lesen.

Der Vater

Vater verläßt am Morgen mit Hut und Aktentasche das Haus. (Nie wird ein Vater etwa in der Arbeitskleidung eines manuellen Arbeiters dargestellt.) Weitere Darstellung als Bauer.

Vater liest Zeitung und raucht.

Am Sonntag hat der Vater Zeit. Er bastelt mit den Kindern ein kleines Futterhaus.

Er startet den Traktor, mäht das Gras, ladet Holz.

Vater erhält von der Großmutter als Geschenk eine Brieftasche.

Das Geld ist von unserem Vater.

Für Vater, der so gerne liest, ist diese Zeitung da.

Vater geht mit Otto zum Auto.

Vater kommt nach Hause. Die Familie steht zum Empfang bereit.

Mädchen

Susi wäscht das Geschirr ab.

Susi kauft Semmeln ein.

Susi holt Milch.

Susi strickt.

Susi, Mimi und Rosi dürfen die Futterhäuschen halten.

Mimi hat ihre Puppe verloren.

Susi muß die kranke Mutter vertreten.

Mimi darf dem Vater Werkzeuge zum Basteln bringen, während der Bruder basteln darf.

Die kleine Liesl wäscht sich schnell und sauber.

Liesl bekommt von der Großmutter ein blaues Kleid und eine rote Mütze.

Susi bringt die Puppe ins Bett.

Mimi holt Geschirr.

Mimi hat ihre Puppe mit.

Mimi und Susi trocknen Geschirr ab.

Sissi spielt mit der Puppenküche.

Mimi fährt mit dem Puppenwagen.

Sissi sitzt neben Otto im Spielzeugauto. Während er fährt, schaut sie ihn bewundernd an.

Vor einem Geschäft: Susi: Ich wünsche mir diese Puppe. Dann wünsche ich mir noch diese Küche mit vielen Tellern und Schüsseln.

Susi hat viel Arbeit, die Küche soll ja immer sauber sein.

Anni darf Wäsche aufhängen.

Elfi hat Angst. Christl fürchtet sich.

Knaben

Otto holt Holz und Kohle, geht in den Keller, macht Licht.

Das Christkind hat viele schöne Sachen: ein rotes Auto für Rudi; einen langen Zug für Fredi.

Franz liegt schon im Bett, hat sich aber nicht zuvor die Zähne geputzt, nicht gewaschen und gekämmt.

Werner spielt den Briefträger.

Willi kann schon schwimmen.

Toni baut mit einem Baukasten. Otto fährt Auto.

Toni wünscht sich eine Lokomotive mit vielen Schienen.

Toni hat einen Matador.

Zum Maskenball gehen Hansi als Frosch, Max als Zauberer, Pepi als Räuberhauptmann.

Rudi spielt mit dem Baukasten.

Toni spielt mit seinen Legosteinen; er stellt einen Zug mit zehn Wagen zusammen, er baut ein Haus mit einem Zaun, er möchte eine ganze Stadt machen: Hansi und Liesl gehen zum Kaufmann. Hansi gibt dem Kaufmann das Geld.

Hansi ist Ministrant. Er hat in der Kirche viel zu tun.

Hansi bekommt von der Großmutter ein kleines Auto und ein Geschichtenbuch.

Die Buben nageln ein Futterhäuschen.

Toni träumt: Er geht eislaufen, fährt zu weit hinaus und bricht ein.

Toni geht als Indianer zum Kinderball.

Die Umgebung

Alles ist nett, freundlich und sauber.

Abgebildet sind: Schule, Zimmer, Geschäfte (Lebensmittel, Spielzeug), Bauernhof, Dorf, Natur, Straße, Friedhof, Kirche, Markt. In jedem Buch findet sich des öfteren eine strickende Großmutter.

Es kommen fast keine technischen Geräte vor (nur Radio, Waschmaschine, Kühlschrank, Elektro- bzw. Gasherd, Mixer, Auto), Fernsehen.

Die Post und die Bank werden gezeigt, jeweils mit männlichen Bediensteten.

Unsere kleine Gemeinde hat viele Einwohner, den Herrn Bürgermeister, den Gemeinderat, den Herrn Gemeindegemeindevorstand, den Herrn Pfarrer, den Herrn Schuldirektor, den Herrn Förster, den Herrn Doktor, den Mesner, den Totengräber, den Gendarmerieposten, den Herrn Bahnhofsvorstand.

Es werden nur ganz wenige Berufe gezeigt. Die Frau ist Standlerin am Markt und Lehrerin. Die Mutter ist immer nur Hausfrau. Allerdings wird sie einmal vom Kaufmann mit „Frau Doktor“ angesprochen. Weder Fabrikarbeiter noch Büroangestellte kommen vor. Die gewerblichen Berufe sind die früherer Zeiten: der Bäcker, der Schuster mit seinem Lehrbuben.

Die Frau wird im vorindustriellen Zeitalter in einer agrarischen Gesellschaft, deren Wertvorstellungen als noch intakt fingiert werden, gezeigt.

3.3 Das Rollenbild der Frau in den Massenmedien

Die Gettosituation der Frau in der Männergesellschaft kommt in keinem anderen Bereich so klar zum Ausdruck wie im Bereich der Massenmedien, vor allem in der Presse, die geradezu in einen Sektor „Männerpresse“ und einen Sektor „Frauenpresse“ zerfällt.

Dies gilt vor allem für den Bereich der Illustrierten, deren Millionenaufgaben das Bild der Frau im öffentlichen Bewußtsein entscheidend prägen. Wie stark die Verbreitung dieser Frauenzeitschriften ist, zeigen einige Zahlen: So kommen in den USA auf 1.000 weibliche Einwohner 525 Exemplare, in Großbritannien 503, in Frankreich 210, in der Bundesrepublik Deutschland 165 Exemplare. Für Österreich, das sämtliche bundesdeutschen Frauenzeitschriften importiert, dürften die Zahlen ähnlich hoch liegen. Das Rollenbild der Frau, das diese Illustrierten mit Massenaufgaben ermitteln, ist ausschließlich dem traditionellen Ideal verpflichtet. Nach einer bundesdeutschen Untersuchung²⁹⁾ nehmen die Themenkreise „Mode, Schnitte, Nähanleitungen“, „Kosmetik, Frisuren“, „Haushalt, Rezepte, Einkaufstips“ zusammen mehr als die Hälfte des Raumes ein. Daneben befassen sich die Frauenzeitschriften noch mit „Einrichtung, Haus, Garten“, „Urlaub, Reise, Sport“, mit „Liebes- und Eheproblemen“ und mit Berichten über „Prominenz“.

Die soziale Wirklichkeit der Frau, die durch die Widersprüche zwischen von der vorherrschenden Ideologie der Geschlechterrollen ausgehenden Verhaltenserwartungen und den tatsächlichen Anforderungen, die sich aus der Berufsrolle ergeben, gekennzeichnet ist, bleibt in dieser Art Presse ausgeklammert. Den Leserinnen wird weitgehend die Konfrontation mit für sie ambivalenten und problematischen Bereichen und Verhaltensmustern erspart, damit aber auch jede Hilfe zur Identifikation mit einem neuen Leitbild verweigert. „Im Themenangebot der Frauenzeitschriften existieren fast keine Beiträge, die sich mit den öffentlichen Angelegenheiten, also etwa mit Politik, Wirtschaft, allgemeiner Kulturentwicklung von einem sachlichen oder gesellschaftlichen Bezugspunkt her beschäftigen. Auch die direkt von der heutigen gesellschaftlichen Rolle der Frau ausgehenden Probleme, die nur im öffentlichen Rahmen zu lösen wären, werden nicht behandelt – schon gar nicht in einer auf gesellschaftliche Zustände und ihre eventuelle Änderung abzielenden Form“³⁰⁾. Die Privatisierung sämtlicher Probleme der Frau, ihre Entpolitisierung entspricht allerdings nicht nur dem traditionellen Bild der Frau als privates Wesen, dessen eigentlichen Wirkungsbereich die drei K (Kirche, Küche, Kinder oder moderner Konsum, Küche, Kinder) darstellen; die Privatisierung entspricht auch den Interessen der Konsumgüterindustrie. „Irgendwann muß irgend jemand daraufgekommen sein, daß Frauen mehr Dinge kaufen werden, wenn sie unterbeschäftigte, ewig von Sehnsucht erfüllte und mit überschüssiger Energie geladene Hausfrauen sind. ... Es wäre

²⁹⁾ Langer-el Sayed, Frau und Illustrierte im Kapitalismus, Köln 1971.

³⁰⁾ Langer-el Sayed, a. a. O.

eine lohnende Aufgabe für einen Nationalökonom, herauszufinden, wie unsere Wohlstandsvolkswirtschaft in Gang gehalten werden könnte, wenn der Frauenmarkt ausfiel.“³¹⁾

Die Werbung hält am hartnäckigsten am traditionellen Frauenbild fest, Frauenzeitschriften sind für diese Art der Werbung die geeignetsten Träger und passen daher ihr Frauenbild dem ihrer Auftraggeber an.

Aber auch die übrigen Medien, in denen die Zusammenhänge zwischen einem traditionalistischen Frauenklischee und den ökonomischen Abhängigkeiten des Mediums von der Werbung nicht so auf der Hand liegen wie in der reinen „Frauenpresse“, halten am traditionellen Rollenbild der Frau fest.

Obwohl Ende der sechziger Jahre auch in Österreich, dem internationalen Trend folgend, die Themen „Emanzipation“ und „Rolle der Frau“ verstärkt in den Massenmedien auftauchten, hat sich am Grundtenor der Ausführungen relativ wenig geändert. Die Aktualisierung der Frauenfrage brachte zwar einige Neuerungen auf dem Mediensektor: So führten einige Zeitungen zusätzlich zu den traditionellen Frauenseiten Kolumnen und Beilagen ein, in denen sich Frauen zu speziellen Frauenthemen äußern (Mit den Augen einer Frau, Wenn man uns Frauen fragt), der ORF führte zusätzlich zum Frauenfunk im Hörfunkprogramm eine monatliche Fernsehmagazinsendung („Prisma“) ein, die den Problembereich der Emanzipation der Frauen aufgreifen sollte; eine Analyse der wichtigsten Medien³²⁾ ergibt jedoch, daß nach kurzen emanzipatorischen Ansätzen das traditionelle Leitbild von Frau und Familie weithin dominiert.

Nicht einbezogen in diese Analyse wurden die gewerkschaftlichen Presseerzeugnisse, darunter vor allem die Illustrierte des ÖGB, die „Solidarität“, „Arbeit und Wirtschaft“, „Hallo“ sowie die Blätter der Fachgewerkschaften. Da der Schwerpunkt dieser Blätter in der Berichterstattung über Berufsprobleme und Probleme der Arbeitswelt im allgemeinen liegt, da sich deren Zielgruppe unter den weiblichen Lesern daher von vornherein nur aus berufstätigen Frauen zusammensetzt, ergibt sich daraus ein wesentlich anderes Leitbild der Frau.

Tageszeitungen sowie Fernsehen und Hörfunk jedoch bleiben dem traditionellen Rollenbild der Frau verpflichtet, dessen wesentlichstes Kennzeichen die traditionelle Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern darstellt: Der Mann wird der Produktions-sphäre zugewiesen, die Frau der Reproduktions-sphäre.

Daß die Familie in den einundeinhalb Jahrhunderten seit dem Beginn des bürgerlichen Zeitalters eine Vielzahl ihrer sozialen und politischen Funktionen eingebüßt hat, daß sie heute weder eine ökonomische Einheit noch eine ausschließliche Sozialisierungseinrichtung ist, daß nahezu die Hälfte der Frauen in den Industriegesellschaften nicht auf die Reproduktions-

sphäre beschränkt, sondern in den Produktionsprozeß integriert ist, wird dabei vielfach ignoriert. Während Leitartikel und Kommentare die alten Leitbilder von Ehe und Familie proklamieren, ohne die Funktionen der Familie für die Gesellschaft und die Aufgabenteilung innerhalb der Familie in Frage zu stellen, tauchen im Berichtsteil der Zeitungen immer wieder Fakten auf, die mit den traditionellen Leitbildern in schärfstem Kontrast stehen. Solche Fakten, die mit der offiziell verkündeten Familien- und Frauenideologie in Widerspruch stehen, bleiben ohne Analyse und ohne Kommentar. So meldet die Presse zwar, daß die Ehefreudigkeit der Österreicher zurückgeht (Nur 55% der mehr als 15jährigen Frauen in Österreich sind verheiratet. Zusammen mit Finnland liegt Österreich damit am unteren Ende der Statistik. In allen anderen Ländern ist ein höherer Anteil der Frauen „unter der Haube“), die Situation alleinstehender Frauen wird jedoch in den Medien kaum thematisiert.

Je stärker das Interesse am Status quo ist, umso stärker ist auch der Widerstand gegen alle politischen Versuche, durch Rechtsreformen und neue Institutionen gesellschaftliche Bedürfnisse und gesetzliche Vorschriften auf einen Nenner zu bringen. Reformmaßnahmen weisen dann „Ähnlichkeit mit östlichen Nachbarstaaten“ („Die Presse“) auf oder führen zur „Kollektivierung im Funktionärsstaat“ (ebd.). Deutlich zeigte sich diese Tendenz in der Berichterstattung zur Familienrechtsreform.³³⁾

Solange die Reform des Familienrechts in der Phase der Diskussion blieb³⁴⁾, bekannnten sich die österreichischen Zeitungen unisono zum Prinzip der Partnerschaft (nach einer Allensbacher Umfrage 1974 sind 70% der Männer, 78% der Frauen für Gleichberechtigung in der Ehe); erst der Gesetzentwurf, der aus dem Prinzip der Partnerschaft auch ökonomische Konsequenzen ableitete und damit an den Kern der Frauenfrage rührte, förderte in den Medien das alte Leitbild der Frau zutage.

Was die Scheidung betrifft, wird generell ein eher liberaler Kurs vertreten, wie auch die Berichterstattung über das italienische Scheidungsreferendum zeigt. Während die konservativen Organe ihre Sympathien für die Haltung der italienischen Bischöfe, die die Scheidung als „tödliche Gefahr für die Familie“ verurteilen, und der in ihrem Kielwasser segelnden Parteien Democrazia Christiana und MSI kaum verhehlen können („Christen hätten die Pflicht, ihr Familienmodell zu erläutern und zu verteidigen.

³¹⁾ Friedan, Der Weiblichkeitswahn, Reinbek 1970.

³²⁾ Einer qualitativen Analyse unterzogen wurden „Die Presse“, „Kurier“, „Neue Kronen-Zeitung“, „Arbeiter-Zeitung“, „Kleine Zeitung“ sowie die tägliche Fernsehsendung „Zeit im Bild“ und die Fernsehmagazinsendung „Prisma“ im Zeitraum vom 1. Jänner bis 1. Juli 1974.

³³⁾ „Ein genaues Studium jener gesetzlichen Maßnahmen, die die Regierungspartei unter dem Schlagwort ‚Familienrechtsreform‘ zur Diskussion gestellt und in das Parlament eingebracht hat, läßt das gesellschaftspolitische Ziel dieser Maßnahmen, die Umstrukturierung der Familie und ihrer Basis, der Ehe, klar erkennen. Der ethischen, religiösen oder staatsrechtlichen Bedeutung der Ehe wird in keiner Weise Rechnung getragen; wohl aber werden Regelungen, die eine Vermaterialisierung der Ehe und Familie zur Folge haben, in reichem Maß unauffällig eingeschleust“ („Die Presse“). „An die Stelle einer Familienpolitik, die im Grunde die fundamental bürgerliche Struktur ‚Familie‘ zerschlägt und damit einer Zielsetzung folgt, die zutiefst gesellschaftsfeindlich ist, muß eine Politik treten, die auf die Familie hin orientiert ist“ (ebd.).

³⁴⁾ Die Zeitungsanalyse wurde am 30. Juni 1974 abgeschlossen.

Sie müßten sich engagieren, damit die Gesetze den moralischen Geboten und dem Gemeinwohl entsprechen. ... Der Chef des MSI, Almirante ... malt in düsteren Farben, was nach der Zerstörung der Familie alles folgen wird: Abtreibung, Drogen und Pornographie“), stellen sich liberalere Blätter, vor allem nach dem Ausgang des Referendums, auf die Seite der Scheidungsbefürworter: „Für andere Menschen, die oft genug auch einen katholischen Taufschein haben, ist sie (die Ehe – Anmerkung des Verfassers) alles mögliche: eine Privatangelegenheit, eine mehr oder minder erfreuliche Form menschlichen Zusammenlebens, eine Gemeinschaft zum Kinderzeugen und zum Kinderaufziehen, zum Wirtschaften und Haushalten, ja vielleicht die Keimzelle der Gesellschaft und der Grundpfeiler des Staates; die prinzipielle, die bedingungslose Unauflöslichkeit des Ehebandes ergibt sich aus keiner dieser Vorstellungen. Denn wo der menschliche Sinn einer Ehe zu Ende ist, muß auch die Ehe selbst ein Ende haben können ...“ („Kurier“). Diese relativ liberale Einstellung steht in deutlichem Gegensatz zur österreichischen Berichterstattung in der Frage der Fristenlösung und der Abtreibung im allgemeinen; unter dem Motto „Die Frauen sind nun einmal dazu geschaffen, daß sie die Kinder bekommen“ hat der Großteil der österreichischen Medien (mit Ausnahme der SP-Organen und der „Kronen-Zeitung“) gegen die Fristenlösung Stellung genommen, wobei größtenteils die Argumentation der katholischen Morallehre übernommen wurde³⁵⁾.

Kennzeichnend für den verglichen mit Nachbarländern eher konservativen Zug der österreichischen Massenmedien ist die Ausklammerung des Themas Sexualität aus der Berichterstattung. Sexualverhalten und Sexualmoral werden in den österreichischen Massenmedien nach wie vor tabuiert. Das Thema Sexualität wird fast ausschließlich im Zusammenhang mit Stellungnahmen zur Empfängnisverhütung berührt.

Den quantitativ größten Teil stellen Artikel dar, die sich mit der Pille bzw. ihrer Verurteilung durch die Kirche befassen. Jede Änderung solcher kirchlicher Stellungnahmen wird von den österreichischen Medien sorgfältig registriert („Sorge um einen katholischen Linksdrall“, in „Die Presse“, „Peinliches Erstaunen“, Kommentar zur „katholischen Pille“ in der „Kleinen Zeitung“). Allerdings stehen solchen Schlagzeilen auf der Titelseite in wachsendem Maß seriöse Berichte über Fragen der Empfängnisverhütung in Artikelreihen im Inneren der Blätter gegenüber („Kurier“).

Während im Berichtsteil der Zeitungen Sexualität generell nur im Zusammenhang mit Empfängnisverhütung und auch hier nur innerhalb der Ehe erwähnt wird, tauchen auf den „bunten Seiten“, im Klatsch- und Tratschteil Ansätze einer liberaleren Moral auf. Ebenso wie in der Regenbogenpresse wird hier dem Leser der Voyeursblick in die „frivole Welt“ der

finanziellen Oberschicht gestattet. Für den Zeitungsleser selbst bleiben jedoch die Schranken der traditionellen Moral bestehen. Nichts kann diese Doppelmoral in Sachen Sexualität besser verdeutlichen als der Kontrast zwischen den Berichten über die Affären von Schauspielern, Millionären, Aristokraten einerseits und den Ratschlägen, die den Frauen in den diversen Frauenkolumnen auf der Basis des traditionellen Frauenbildes und der damit korrespondierenden doppelten Sexualmoral gegeben werden. In rund zwei Drittel aller Fälle, wo Frauen Rat bei Kolumnenschreibern suchen, handelt es sich darum, daß der Mann eine Freundin hat. Die Antwort lautet so gut wie immer, die Frau solle versuchen, sich in Geduld zu üben und den Mann durch Tricks und Manöver „wiederzugewinnen“. („Bewundern Sie ausgiebig seine Überlegenheit über die Jungen, die er doch alle in die Tasche steckt!“ – „Kurier“)

Ist die „Familie als Ideologie“ (Max Horkheimer) das eine Grundelement, die Ausklammerung der Sexualität das andere Element in der allgemeinen Tendenz, das traditionelle Rollenbild der Frau zu verstärken, so ist der Mutterkult die wichtigste Ergänzung dazu. Die eklatantesten Beispiele dafür finden sich alljährlich in allen Medien am „Muttertag“. Auch wenn ein kritischer Ansatz versucht wird („Blumen nur als Alibi?“ – „Kurier“) und gegen die „veraltetete, überholte Angelegenheit“ Stellung bezogen wird, die „auf einer unnatürlichen Hervorhebung der Mutterrolle basiere und im übrigen nur der Umsatzsteigerung der Geschäftsleute diene“, wird gleichzeitig das alte „Festtag der Liebe“-Klischee weitergepflegt. „Eigentlich schade, daß nur heute die Mütter die Welt regieren – am Muttertag. Doch tun sie das wenigstens heute? Hört man auf sie wenigstens am Muttertag? Ist das vielleicht nur ein Tag, an dem viele sich der Pflicht entledigen, die man für die Pflicht gegenüber den Müttern hält, ein Alibi, das dem Datum gerecht wird? Es muß wohl so sein. Unsere Welt wäre sonst eine bessere.“

Verglichen mit solchen ideologischen Überkompensationen wird den realen Problemen von Müttern eher wenig Aufmerksamkeit zugewendet. Themen wie Kindergärten, Ganztagschule, Erziehungsprobleme im allgemeinen spielen in den Medien eine untergeordnete Rolle. Allerdings zeigen die Bemühungen um Sendungen wie „Die Elternschule“ (ORF) und ähnliche Ansätze (Artikelserien über Erziehungsfragen in der „Kleinen Zeitung“ und in der „Neuen Kronen-Zeitung“) in diesem Punkt ein wachsendes Problembewußtsein der Medien an.

Vereinzelt tauchen Artikel auf, die das Erziehungsmonopol der Frau in Frage stellen. „Kindererziehung sollte nicht länger nur den Frauen überlassen bleiben: Um die menschliche Gesellschaft stünde es besser, wenn sich mehr Männer um den Nachwuchs kümmern“ („Kinder wollen männliche Vorbilder“ in „Kurier“). „Würden wir Männer – Ärzte, Psychologen, Pädagogen und Juristen – von Anfang an mit den Frauen gemeinsam die strapaziösen Aufgaben der Erziehung übernehmen, brauchte unser Schuldgefühl nicht in Form von Beschuldigungen anderer geäußert zu werden ...“

³⁵⁾ Vgl. dazu ausführlich Gertrude Edlinger und Imtraut Goessler: „Die Frauen sind nun einmal geschaffen, daß sie die Kinder bekommen“. Eine Analyse der Zeitungsberichterstattung zur Frage der Abtreibungsgesetzgebung in Österreich. In Steinert (Hrsg.), Der Prozeß der Kriminalisierung, München 1973.

Die Frage der Erziehung ist somit eine der wenigen, wo eine Problematisierung konventioneller Inhalte und Methoden versucht wird.

Während das Erziehungsmonopol der Frau und die pädagogische Abstinenz des Mannes in den Medien allmählich einer Kritik unterzogen wird, bleibt die alleinige Führung des Haushalts durch die Frau ein fixer Bestandteil des propagierten Frauenbildes. Haushalt und Hausarbeit werden häufig idealisiert, die Hausfrauenfunktion wird zu einer Unternehmer- und Managerfunktion hochstilisiert. „Wer seinen Haushalt wie ein modernes Unternehmen führt, hat mehr Zeit, Geld und häuslichen Frieden ... Mit dem Ring wird sie (die Hausfrau) gleichsam als (ungelehrte) Dienstnehmerin und Dienstgeberin in einer Person bestätigt – und das auf dem größten und bedeutendsten Arbeitsplatz der Welt“. Im statistischen Durchschnitt, heißt es im selben Artikel („Kronen-Zeitung“) weiter, übe die Hausfrau mehr als elf Berufe aus. Die Hochstilisierung der Hausarbeit zum Äquivalent von elf Berufen, des Haushalts zum „größten Arbeitsplatz der Welt“ wertet einerseits die Berufstätigkeit ab, andererseits wird die Frau damit zur willigen Konsumentin ständig neuer Putz- und Waschmittel, ständig neuer Haushaltsgeräte erzogen. Damit wird zweierlei bewirkt: Die Frauen entwickeln nach wie vor Schuldgefühle, wenn sie berufstätig sind, weil sie dadurch nicht ihrer „eigentlichen Aufgabe“ – Gattin, Mutter, Hausfrau – nachkommen können, die Wirtschaft wiederum kann es sich leisten, die Frauen weiterhin schlechter einzustufen als die Männer und ihr weiterhin Führungspositionen vorzuenthalten, weil die Frauen aus eben diesen Schuldgefühlen heraus diese berufliche Diskriminierung als „gerechte Strafe“ für die Vernachlässigung ihrer „eigentlichen Aufgabe“ empfinden.

Dieser Tendenz entsprechend kommt die berufstätige Frau in den Massenmedien kaum vor. Zwar melden die Medien statistische Zahlen über die Berufstätigkeit, reale Probleme berufstätiger Frauen werden kaum je behandelt. (Allerdings ist auch die Arbeitswelt der Männer allgemein ein Thema, das die Massenmedien wenig interessiert.) Die arbeitende Frau scheint vorzugsweise unter zwei Aspekten auf: Die Berichterstattung konzentriert sich entweder auf die typischen „Frauenberufe“ (Sozial- und Lehrberufe) oder sie schildert atypische Einzelfälle wie den ersten weiblichen Rauchfangkehrer, den einzigen weiblichen Schiffsfahrtskapitän oder die einzige Turmdrehkranführerin.

Die vehementeste Ablehnung der Berufstätigkeit der Frau findet sich, korrespondierend zur vehementen Ablehnung jeglicher Änderung patriarchalischer Strukturen, in den konservativsten Blättern. „Der Umbruch des Wirtschafts- und Sozialsystems, der auf uns zukommt, macht eine Entwicklung rückgängig, die zu den übelsten Auswüchsen unserer Gesellschaft gehört, eine Entwicklung, die unter dem Schlagwort der „Selbstverwirklichung der Frau“ die jungen Mütter an ihrem Arbeitsplatz hielt oder so schnell wie nur irgendwie möglich wieder in das Wirtschaftsleben eingliederte. ... Dem kritischen Beobachter drängt sich der Schluß auf, daß gerade jene Clique moderner Suffragetten, die für ihre und anderer Gleichberechtigung und materielle Chancengleichheit kämpft, die

Kinder aber in Kleinkrippen weglegt und den Ausbau solcher Institutionen fordert, die sich nur im Beruf außer Haus selbst verwirklichen kann, daß diese Clique nur an sich selber denkt“ („Die Presse“).

Beruflich erfolgreiche Frauen werden in den Medien kaum geschildert, konkrete Diskriminierungen kaum berichtet. So wird etwa die Studie des Beirats für Wirtschafts- und Sozialfragen über „Frauenbeschäftigung“ in den untersuchten Medien keiner näheren Erörterung für wert befunden. Die „Kronen-Zeitung“ widmet ihr eine Meldung von zwölf Zeilen, in denen von „beträchtlichen Unterschieden in Entlohnung und Aufstiegschancen“ die Rede ist. Die – in der Zwischenzeit eingestellte – Kolumne für die Frau ging zumindest fallweise auf reale Probleme ein, wie es etwa das der Dienstfreistellung von Frauen bei Erkrankung eines Kindes darstellt. Dafür verraten Reportagen mehr von der Einstellung zur Frauenarbeit: „Bitte sehr, kein Mensch will es leugnen: Frauen sind lieb und goldig. Aber sie fangen an, uns Männern alle „Jobs“ wegzuschnappen. Nun ist auch einer der letzten, die wir exklusiv behaupten konnten, dahin: die erste Fernseh-Sportreporterin ist da: vorläufig nur in Amerika.“

Das Eindringen der Frauen in eine Männerdomäne, wird von den Medien, die ja ebenfalls von Männern dominiert sind (siehe dazu das Kapitel „Die Frau im öffentlichen Leben“) nicht gefördert, sondern kritisiert. Das typischste Beispiel für die Aufrechterhaltung männlicher Reservate ist die Behandlung des Themas „Frauen und Politik“. Politik, politische Organisationen, politische Aktivitäten sind nach dem traditionellen Leitbild der Frau Männerdomäne; Frauen, die sich für Politik interessieren, geraten demnach von vornherein in den Geruch, „Mannweiber“ zu sein. Die Massenmedien übernehmen damit den männlichen Standpunkt, der in den Frauen bestenfalls einen willkommenen optischen Aufputz, in der Regel aber lästige Eindringlinge sieht. Sie kritisieren, dem männlichen Standpunkt folgend, genau jene Einschränkung der Politikerinnen auf „Frauenthemen“, die sie selbst durch die ständige Reproduktion des klassischen Rollenklischees erzwingen. Dieselbe „Presse“, die die Berufstätigkeit der Frauen im allgemeinen abqualifiziert und die Frau zurück zu Herd und Kindern verweist, ironisiert und beklagt gleichzeitig, daß es den Frauen nicht gelingt, ihre Interessen über reine Frauenthemen hinaus auszuweiten. „Seit sich Damen in Österreichs Politik engagieren, verbindet sie in allen Lagern eine gemeinsame Forderung. Sie wird auf roten Frauentagen, schwarzen Arbeitskreisen und blauen Seminaren wie das tibetanische „Om mani padme hum“ heruntergebetet: „Wir fordern, daß die Frauen entsprechend der Zahl der weiblichen Mitglieder in der Partei in sämtlichen Gremien vertreten sind“ ... Sie stehen auch in bezug auf ihr politisches Tätigkeitsfeld gegen die Männerwelt. Dann – abgesehen von ganz wenigen Ausnahmen – kreist auch der Themenkreis der politisch Engagierten um ganz wenige Gebiete: Krankenbetreuung, Kindergartenplätze, Teilzeitbeschäftigung usw. Einen Debattenbeitrag über ein wirtschaftspolitisches Thema aus Frauenmund hat das Hohe Haus noch nie gehört.“ („Österreichs Polit-Damen im Getto“ – „Die Presse“.)

Wenn von Frauen im öffentlichen Leben, insbesondere von Politikerinnen, berichtet wird, geschieht dies häufig im Stil von Gesellschaftskolumnen. Analysen ihrer Fähigkeiten oder Kritik ihrer politischen Taktik werden durch ausführliche Schilderungen von Haarfarbe und Frisur, Make-up, Kleidung, Schneider und Lieblingsfarbe ersetzt. Das traditionelle Frauenbild wird auch dort durchgehalten, wo es durch die Realität durchbrochen wird. Symptomatisch für dieses Festhalten am traditionellen Klischee um jeden Preis ist eine Reportage über die Wiener Vizebürgermeisterin, in der keine Zeile über ihren Aufgabenbereich verloren, dafür in Lyrismen à la Courts-Mahler geschwelgt wird: „Das unter einem gutfrisierten, sehr wienerisch profilierten Gemmenkopf ziselierter Wiener Hausfrauengesicht strahlt Ruhe aus . . . zielbewußte Fraulichkeit . . . Sie schaut auf ihre Linie . . . Sie ist eben eine Frau – die Rathausfrau.“ („Die Hausfrau vom Wiener Rathaus“ in „Kurier“.)

Häufiger als mit Politikerinnen befassen sich die Medien mit Frauen von Politikern, da sie hier ihrer Präferenz für das traditionelle Frauenbild freien Lauf lassen können. Reportagen über die Ehefrauen von Präsidenten, sei es in Frankreich oder in Österreich, kultivieren das Ideal der „Dame“, die immer diskret den Mann „ergänzt“. Falls eine Ehefrau eines Politikers selbst berufstätig ist, wird darüber kaum berichtet. Akzeptabel scheint nur eine Arbeit, die an die karitativen Beschäftigungstherapien der großbürgerlichen Frauen des vergangenen Jahrhunderts erinnert: „Sie ist zurückhaltend, aber nicht scheu, ruhig, elegant und gewandt . . . Jetzt aber verspricht sie, sich ein Büro einzurichten, in dem sie sich um die Armen, die Kranken, die Behinderten kümmern will. Und sie will ihrem Mann auf die Finger schauen, wenn es um die Probleme der Frau in Frankreich geht“ („Schloßfräulein wird First Lady“, in „Kurier“).

Rare Ausnahmen (wie etwa ein Artikel in der „Arbeiterzeitung“ über Schulamit Aloni, „Eine Rebellin in der Knesset“) bestätigen diese Regel der politischen Berichterstattung über Frauen.

Frauen, die im Beruf erfolgreich sind, Frauen, die den Sprung in die „Männerwelt“ der Politik geschafft haben, werden in den Massenmedien nur akzeptiert, wenn sie dem traditionellen Frauenbild weiterhin entsprechen. So wie im „Männerteil“ der Zeitung Frauen und ihre realen Probleme kaum behandelt werden, werden in spiegelbildlicher Entsprechung im „Frauteil“ Arbeitswelt und Politik ausgeklammert. Die Reservate, die geschlechtliche Arbeitsteilung bleiben streng aufrecht. Arbeit und Politik erscheint im Frauteil als „eine Arena, Welttheater, auf das wir keinen Einfluß haben und das auch uns (wenigstens zur Zeit) mehr in die Zuschauerloge verweist. Wohl aber bleiben die leise Unruhe, die Angst und der Wunsch, einen Kreidekreis zu ziehen um seine nächste Umgebung. Das Bemühen, in dem kleinen Kreis der Familie, die schließlich die Urzelle des Staates und der Völker bildet, friedlich und harmonisch miteinander zu leben und unseren Kindern etwas von dem Gedanken der Menschlichkeit mitzugeben in ihr weiteres Leben“ („Mit den Augen einer Frau“ in „Kleine Zeitung“).

Demgegenüber nimmt der Themenkreis „Emanzipation“ einen geringen Stellenwert ein. Wann immer von Gleichberechtigung und Emanzipation die Rede ist, werden entweder im gleichen Atemzug die Grenzen der Emanzipation aufgezeigt oder überhaupt im Tone leichter Überheblichkeit gegen die „Suffragetten“ polemisiert.

„Beharrlich stiegen die Frauen auf die Barrikaden, wenn etwa ein Kollektivvertrag die weiblichen Arbeitsplätze benachteiligen sollte oder man das weibliche Element in der Politik nicht stark genug vertreten glaubt. Gleichzeitig machen sich vereinzelt unerfreuliche Seiten dieser Entwicklung bemerkbar. Schon hört man von Frauen als Hauptverdienern und Männern, die „in anderer Rolle“ die Familie versorgen. Unisex und übertriebene Partnerschaftsinterpretation schaffen „andere, neue Probleme“ („Auch eine Emanzipation“, in „Die Presse“).

Die Änderung des Rollenbildes der Frau wird auf diese Weise nicht nur nicht vorangetrieben, sondern hintangehalten. Im Konflikt konvergierender Leitbilder, der zur Verhaltensunsicherheit vieler Frauen führt, konservieren die Massenmedien das traditionelle Rollenbild von Frau und Familie. Es wird weder die Rollenverteilung innerhalb der Familie noch die Funktion der Familie für die Gesellschaft hinterfragt. Die herrschende Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern wird sanktioniert. Versuche, diese Arbeitsteilung in den Medien in Frage zu stellen, stoßen allerdings auf viel geringeren Widerstand, als die Medienproduzenten in der Regel vorgeben. Die positiven Erfahrungen, die etwa das Österreichische Fernsehen mit dem „Hausmann“-Experiment innerhalb der Sendereihe „Tip“ machte, lassen darauf schließen, daß sich die Massenmedien zu Unrecht auf ein öffentliches Bewußtsein berufen, das sie selbst permanent produzieren. (Laut Meinungsumfragen sind rund 60% der Österreicher der Meinung, man solle das Thema „Gleichberechtigung der Frau“ nicht hochspielen.)

Der auch in den Massenmedien mit der Zeit spürbare Anachronismus des von ihnen proklamierten Frauenbildes wird in der jüngsten Zeit mehr und mehr vom Slogan der sogenannten „Doppelrolle“ der Frau abgelöst. Dieser Slogan dient jedoch letztlich nur einer Modernisierung des althergebrachten Frauenbildes:

1. Die Frau bleibt weiterhin auf ihren „primären Wirkungsbereich“ Haushalt und Familie verwiesen, zu dem sie zusätzlich einen weiteren Wirkungsbereich, den Beruf, anstrebt.

2. In diesem „sekundären Wirkungsbereich“ bleibt die Frau weiterhin nur Gast, „Gastarbeiterin in der Männergesellschaft“ (Helge Pross), mit allen Diskriminierungen, denen auch die ausländischen Arbeitskräfte ausgesetzt sind: sie erhält weniger Lohn und ihr Arbeitsplatz ist unsicherer als der ihres männlichen Konkurrenten.

3. Der Gesellschaft wird durch das Schlagwort von der „Doppelrolle“ jede Verpflichtung abgenommen, den Widerspruch zwischen den beiden konfligierenden Rollen der Frau zu lösen, d. h. Alternativen zu schaffen, die der Frau die Wahl zwischen den beiden Rollen leichter machen als bisher.

Die Diskrepanz zwischen den ökonomischen, sozialen und psychischen Realitäten der berufstätigen Frauen

einerseits und dem von den Massenmedien im besonderen, aber auch den übrigen Sozialisationsinstanzen im allgemeinen noch immer proklamierten anachronistischen Frauenbild läßt sich auf lange Frist nicht durch eine Scheinmodernisierung alter Modelle, sondern nur durch die konsequente Entwicklung eines neuen Rollenbildes samt den hiezu erforderlichen politischen Alternativen auf allen Gebieten aufheben.

LITERATURVERZEICHNIS

- Karl Bönner (Herausgeber), Die Geschlechterrolle, Nymphenburger Verlagsanstalt, München 1973.
- Ester Boserup, Women's Role in Economic Development, George Unwin & Ltd., London 1970.
- Bundesministerium für Jugend, Familie und Gesundheit, Probleme der Familie und der Familienpolitik in der BRD, Schriftenreihe Band 7, Bonn 1973.
- Ralf Dahrendorf, Homo Sociologicus, Opladen 1972.
- Fessel & GfK Institut, Selbstbild und Freizeit, Band I, Wien 1973.
- Fehsbach, N., Student teacher preferences for elementary school pupils varying in personality characteristics, Journal of Educational Psychology, 1969, 126-132.
- Dorothea Gaudart & Wolfgang Schulz, Mädchenbildung wozu? Wien 1971.
- Philip Goldberg, „Are Women prejudiced against Women“? Transaction, 28-30, 1968.
- IFES, Die Lage der Frau in Österreich: Das Rollenbild der Frau, Wien 1974.
- IMAS-Report, Das Rollenbild der Frau in der Familie, Linz 1974.
- Eva Köckeis & Marina Fischer, Determinanten für den Besuch weiterführender Schulen. Forschungsbericht Wien 1967.
- Henrik Kreutz & Grete Fürnschuß, Chancen der Weiterbildung, Wien 1971.
- Walter F. Neubauer, Sozialpsychologie junger Angestellter, Springer Verlag, Wien-New York 1972.
- Agnes Niegl, Vorwort des Herausgebers in: Gaudart, D. Schulz, W. Mädchenbildung wozu? Wien 1971.
- Elisabeth Pfeil, u. a., Die 23jährigen; eine Generationsuntersuchung am Geburtenjahrgang 1941. Tübingen 1968.
- Helge Pross, Über die Bildungschancen von Mädchen in der Bundesrepublik, Frankfurt/M. 1969.
- Gertraud Reitz, Einstellungen von Mädchen zur Rolle der Frau und ihre Schullaufbahn, Deutsches Jugendinstitut, München 1973.
- Theodor Scharmann und Walter F. Neubauer, Die berufliche und gesellschaftliche Orientierung junger Angestellter, Kammer für Arbeiter und Angestellte, Salzburg 1973.
- Inge Sollwedel, Patriarchat oder kritische Frauenbilder – zum Leitbild westdeutscher Lesebücher, in: Bankrott der Männerherrschaft (O. Gmelin und H. Saussure, Herausgeber), Frankfurt/M. 1971.
- Eckart Thumm, Einstellungen der Eltern zur Rolle der Frau und die Schullaufbahn der Töchter, Deutsches Jugendinstitut, München 1972.
- R. Weiss, Zensur und Zeugnis, Linz 1965.
- J. Zinnecker, Emanzipation der Frau und Schulausbildung, Weinheim 1972.
- Hans Strotzka, „Zur psychosozialen Lage berufstätiger Frauen“, in: Soziologieforschung in Österreich, L. Rosenmayr & S. Höllinger (Hrsg.), Wien 1969.
- Walter Mischel, A social-learning view of sex differences in behavior, in: E. Maccoby (ed.), The Development of Sex Differences, Stanford U. Press, 1966.